

**Tabaka Derby Messer**

**Messer's Gesammelte Horrorgeschichten  
Band I**

**Eine Sammlung von siebzehn Gruselgeschichten  
grotesken, phantastischen und schaurigen Inhalts**

**Herausgegeben im Selbstverlag**

Horror zu schreiben ist einfach:  
Man muss nichts recherchieren  
und kann sich alles selbst ausdenken.  
Horror zu schreiben ist schwer:  
Man kann nichts recherchieren  
und muss sich alles selbst ausdenken.

# Vorwort

Herzlich willkommen, sehr geehrter Leser!

Der vorliegende Sammelband ist die erste eBook-Edition aus meiner Welt des Schreckens. Die in diesem eBook enthaltenen Erzählungen entstanden in der Zeit von 1987 bis 1995. Sie wurden bereits mit weiteren Episoden in meinem Erstlingswerk »Hilfe, es spukt!« im Jahre 2002 in Buchform veröffentlicht und nun überarbeitet und neu zusammengestellt.

Unter dem Titel »Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band I« erwarten Sie siebzehn gruselige, phantastische und skurrile Erzählungen, gepaart mit schwarzem Humor.

Zücken Sie also Ihr Buschmesser und bahnen Sie sich einen Weg durch den Dschungel des Grauens!

Beim Lesen viel Spaß und Gänsehaut wünscht Ihnen Ihre

*Tabaka Derby Messer*

# Inhaltsverzeichnis

<b>Der Mann mit dem Messer .....</b>	<b>4</b>
<b>Das Gespensterschloss .....</b>	<b>6</b>
<b>In Trance .....</b>	<b>11</b>
<b>Der untrügliche Beweis .....</b>	<b>13</b>
<b>Eine ungewöhnliche Hochzeitsnacht .....</b>	<b>15</b>
<b>Der Whiskyvampir .....</b>	<b>18</b>
<b>Spieglein, Spieglein an der Wand .....</b>	<b>22</b>
<b>Die Sterne lügen nicht .....</b>	<b>25</b>
<b>Blumen für Mr Carmichael .....</b>	<b>29</b>
<b>Der Schlüssel .....</b>	<b>31</b>
<b>Ein eleganter Pelz .....</b>	<b>34</b>
<b>Maskerade .....</b>	<b>36</b>
<b>Das Bauopfer .....</b>	<b>39</b>
<b>Das Leben nach dem Tode .....</b>	<b>45</b>
<b>Television City .....</b>	<b>48</b>
<b>Der Vegetarier .....</b>	<b>52</b>
<b>Im Schatten .....</b>	<b>55</b>

# Der Mann mit dem Messer

Wer kennt nicht die Gestalten der Nacht! Alles wirkt bedrohlich, wenn es dunkel ist. Jeder Papierkorb mutet wie ein auf dem Boden hockendes Untier an, jeder Laternenpfahl könnte genauso gut ein großer, dürrer Wegelagerer sein. Das Rascheln im Gebüsch stammt möglicherweise von einem Unhold, der den Passanten auf lauert, und durch das Geräusch der eigenen Schritte fühlt man sich verfolgt. Schemenhaft stehen Bäume und Häuser da; alle Gegenstände scheinen auf schwarze Umrisse reduziert zu sein. Zu viele Trugbilder foppen und verängstigen uns, und so mancher, der zu später Stunde noch unterwegs ist, fürchtet sich auch nicht grundlos.

Laureen Moore, Kellnerin in einer kleinen Nachtbar, verließ gegen drei Uhr morgens das Lokal. Ausgelaugt vom langen, harten Arbeitstag und ziemlich müde, eilte die junge Frau durch die Stadt.

Die Straßen waren von Nebel erfüllt. Bedrückende Stille - kein Laut war vernehmbar. Aus der Dunkelheit tauchte rechts von ihr eine große, finstere Gestalt auf und kam allmählich auf sie zu. Wie ein Schatten bewegte sich der nächtliche Passant und etwas Unwirkliches haftete ihm an, denn der Nebel verschluckte seine Konturen und ebenso das Geräusch seiner Tritte.

Die Angst beschleunigte Laureens Schritte und ein kalter Schauer lief ihr den Rücken hinunter. Sie meinte die prüfenden Blicke des Fremden zu spüren. War er bloß ein argloser Spaziergänger? Ein einsamer Mann, der sich verirrt hatte? Oder war er vielleicht ein Sittlichkeitsverbrecher? Sie schloss die Augen und atmete tief die dumpfe Luft ein. Unterdessen wurde der Nebel immer dichter; bald nahm er ihr vollends die Sicht. Als sie sich ruckartig umdrehte, war der Fremde plötzlich verschwunden. Während sie geschwind nach Hause tappte, fragte sie sich, ob er tatsächlich fort war oder ob ihn bloß die undurchdringliche Nebelwand tarnte.

\* \* \*

Am nächsten Abend marschierte Laureen wieder zur Nachtbar. Nur vereinzelt brausten Autos an ihr vorüber, und kein Fußgänger war in jener abgelegenen Gegend zu dieser Zeit noch unterwegs. Es war bitterkalt. Den Mantel über die Ohren ziehend, hetzte sie beunruhigt durch die Straßen, denn die Erinnerung an die unheimliche Begegnung vom Vortag hatte sich ihr tief eingepägt.

»Wo warst du so lange? Du bist ja eine halbe Stunde zu spät! Ich dachte schon, du kämst gar nicht mehr.« Jillian, die Inhaberin des Lokals, schalt die junge Kellnerin, die sonst stets pünktlich war. Doch die beiden Frauen verstanden sich eigentlich hervorragend und waren gute Freundinnen.

»Das hat alles seinen Grund«, entschuldigte sich Laureen. »Quintin hat mir heute Vormittag einen Heiratsantrag gemacht.« Der Gedanke an ihren Bräutigam und die bevorstehende Hochzeit zauberte ein Lächeln auf ihr Gesicht.

»Das ist ja wunderbar!«, rief Jillian begeistert aus. »Ich freue mich so für dich!« Hierauf umarmte sie Laureen herzlich. »Du musst mir nachher alles erzählen - bis ins kleinste Detail. Geh jetzt aber erst mal an die Arbeit!« Scherzend fügte sie hinzu: »Die Leute vermissen dich bereits.«

Tatsächlich war Laureen Moore der Liebling der Gäste. Ihre himmelblauen Augen strahlten, ihre Stupsnase wirkte keck, die schneeweißen Zähne sorgten für ein formvollendetes Lächeln und das blonde Wuschelhaar besiegelte ihre unnachahmliche Frische. Sie war immer witzig und immer froh. Solch eine Bedienung gefällt jedem, der sich am Ende des Tages vergnügen, erholen und stärken will.

\* \* \*

Nach Dienstschluss hatte Laureen es ziemlich eilig. Rasch lenkte sie ihre Schritte nach Hause, während sich weißer Nebel über die Stadt senkte. In der Ferne tauchte eine große, dunkle Gestalt auf, die geradewegs auf sie zukam. Der Schreck fuhr ihr in die Glieder - der Mann mit dem schwarzen Mantel und dem schwarzen Hut trug ein Messer bei sich, das er genau auf sie richtete! Bedächtig trat er ihr entgegen, so als wolle er ihr Angst machen. Der Kerl musste wohl ein Irrer sein und war sicher zu allem fähig. Trachtete er ihr vielleicht nach dem Leben?

Geistesgegenwärtig rannte sie davon. Während sie über das holprige, feuchte Kopfsteinpflaster stolperte, steigerte der

Widerhall der eigenen Schritte ihre Furcht. Kalter Schweiß stand ihr auf der Stirn. Das Blut pulsierte in ihren Schläfen. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Völlig entkräftet und verängstigt erreichte sie schließlich ihre Wohnung.

\* \* \*

Am nächsten Tag wollte Laureen Jillian von dem seltsamen Mann erzählen. Das hatte sie sich fest vorgenommen. Doch dann überkam sie Scham. War es nicht töricht gewesen, vor ihm zu fliehen? Und war es nicht verwerflich, sich nun eine Räuberpistole zusammenzureimen? Er hatte ja nicht mal versucht, sie anzugreifen! Deshalb schwieg sie über die Ereignisse der letzten beiden Nächte und widmete sich voll und ganz den Gästen. Der Abend verging wie im Fluge und wie am Vortag verließ sie das Lokal gegen drei Uhr morgens.

Nebelfetzen krochen die Straße entlang und wälzten sich träge durch die Stadt. Alle paar Schritte hielt Laureen inne und sah sich ängstlich um. Obwohl sie es sich nicht eingestehen wollte, fürchtete sie, der Fremde komme wieder.

Im Lichtschein einer Laterne wurde bald eine Silhouette sichtbar - der Mann mit dem Messer! Wie tags zuvor lief er ihr langsam entgegen, die Waffe in der Hand. Laureen erkannte sofort die drohende Gefahr, hatte sie ja den Bösewicht schon erwartet. Noch war er weit weg und näherte sich nur gemächlich, so dass ihr genug Zeit blieb, sich in Sicherheit zu bringen. Abermals rannte sie davon, so schnell sie die Füße trugen, denn sie bangte um ihr Leben.

\* \* \*

Am folgenden Abend fasste Laureen sich endlich ein Herz und berichtete Jillian von den unheimlichen Begegnungen. »Du musst noch heute zur Polizei gehen. Du bist doch in Gefahr!« Jillian war ganz entrüstet über Laureens Unvorsichtigkeit. »Vielleicht ist es dieser Verrückte, der vor ein paar Wochen aus der Haftanstalt ausgebrochen und seither untergetaucht ist«, befürchtete sie. »Er könnte durchaus hier in der Nähe sein Unwesen treiben. Man jagt ihn ja zwar allerorten, aber er ist einfach zu gerissen. Jedenfalls ist es der Polizei bisher nicht gelungen, ihn zu fangen. Und vermutlich plant er bereits weitere abscheuliche Morde.« Jillian machte sich Sorgen um ihre beste Freundin. »Du darfst das nicht auf die leichte Schulter nehmen. Denk mal nach, Laureen! Es besteht in der Tat die Möglichkeit, dass es sich bei dem Fremden um ihn handelt.«

Laureen war klar, dass etwas geschehen musste. Was wollte der Mann mit dem Messer von ihr? Warum bedrohte er sie ständig, kam ihr jedoch niemals nahe? Er benahm sich wirklich nicht wie ein entfloherer Sträfling und erst recht nicht wie ein Serientäter. Wäre er tatsächlich der entlaufene Mörder, dann hätte er ihr längst den Garaus gemacht. Was aber führte er sonst im Schilde? Um dies herauszufinden, wollte sie ihn schnellstens zur Rede stellen. So wartete sie extra bis drei Uhr, um auch sicher zu sein, dass sie den Missetäter erneut treffen würde.

Aufgewühlt lief sie die Straße entlang. Klar war die Nacht und still. Es dauerte keine zwei Minuten, bis der Mann wieder erschien. Das Messer in seiner Hand blitzte. Laureen wollte schon flüchten. Ihr Herz pochte dumpf, mahnend, warnend; es trommelte den Rhythmus der Angst. Wankelmütig verharrte sie auf dem Fleck. Sollte sie dem Unhold wirklich gegenübertreten oder lieber das Weite suchen? Unschlüssig stand sie da, während der Verdächtige sich näherte. Ihre brennende Neugier, gemischt mit einer gehörigen Portion Einfalt, gewann schließlich die Oberhand, und als es für einen Rückzug zu spät war, gab sie ihr die Kraft, den Übeltäter anzusprechen.

»Was machen Sie da mit dem Messer? Warum verfolgen Sie mich?« Obgleich Laureens Knie zitterten, klang ihre Stimme ruhig.

»Ich verfolge Sie doch nicht!«, lachte der Mann in Schwarz lauthals los.

»Sie sind ja verrückt!«, schrie Laureen nun verzweifelt, jeden Augenblick auf einen Angriff gefasst.

»Möglicherweise bin ich das. Ach, was tut man nicht alles, um Geld zu verdienen! - Mein Name ist Lionel Amber. Ich arbeite für ein Meinungsforschungsinstitut und wir testen gerade, wie viel Prozent der Bevölkerung sich vor dunklen Männern mit blanken Messern fürchten.«

# Das Gespensterschloss

Früher glaubte man an Geister. Heute tut man dies gemeinhin als Humbug ab. Trotzdem werden Gespenster des Öfteren gesichtet. Ist dies also nur Einbildung oder gibt es sie tatsächlich, und wenn ja, wer oder was sind sie? Ferien in einem Spukschloss könnten Klarheit bringen und alle Zweifel beseitigen ...

Amelia Mason war eine junge, lebenslustige Schneiderin mit keckem Auftreten. Sie hatte blaue Augen und ein spitzbübisches Lächeln. Ihr Gesicht wurde von kurz geschnittenem, natürlich gewelltem, flachsblondem Haar umrahmt. Auch war sie sehr groß und beinahe zu schlank, was wiederum für ihren Job als Model recht nützlich war. Gerald Mason war um einiges kleiner als seine Frau und viel zu dünn. Von Beruf war er Diätkoch; daher half er in der Küche gerne. Überhaupt tat er alles, was seine Frau von ihm verlangte. Er war der ungekrönte König im Lande der Pantoffelhelden. -

Amelia und Gerald hatten kürzlich beschlossen, ihre Sommerferien in einer Burg zu verbringen. Die Hochzeitsreise im letzten Jahr hatten sie an einen anderen Ort verlegen müssen - nun wollten sie sich aber endlich diesen Wunsch erfüllen. So mieteten sie solch ein altes Gemäuer und schon wenige Wochen später wurde der lang gehegte Traum wahr. Als die abenteuerlustigen Masons im Dorf X. bei Y. am Flüsschen Z. ankamen, hinkte ihnen ein alter Mann entgegen. Amelia sprach ihn an, um sich nach dem Weg zur Burg zu erkundigen, doch der Greis erschrak sichtlich, als er hörte, was das Ziel der beiden Fremden war.

»Gehen Sie nicht hinauf! Kehren Sie um!«, beschwor er sie mit einer angsterfüllten Miene, die seine schlimmsten Befürchtungen verriet.

»Wir möchten hier bloß unseren Urlaub verbringen«, versuchte Amelia den Alten zu beschwichtigen, denn sie glaubte, der Einheimische wolle sie nur vertreiben, um das dörfliche Idyll vor fremden Einflüssen zu schützen.

»Egal, wie lange Sie bleiben - ein Jahr, einen Tag oder eine Stunde -, sobald Sie das Gemäuer betreten, nimmt das Unglück seinen Lauf. Es wird eine Reise ohne Rückkehr.«

Amelia war das Geschwätz des Greises unheimlich. »Was meinen Sie damit?«, fragte sie verunsichert.

»Es gibt dort einen Geist, vielleicht auch viele Geister. Man sieht sie in der Nacht hinter den Fensterscheiben. Ihre weißen Gewänder schimmern wie Nebelschwaden. Sie tanzen durch die Korridore und heulen ihre Gespenstergesänge. Ihre Zahl wächst von Jahr zu Jahr, denn sie behalten ein Stück von jedem, der sich innerhalb der Burgmauern bewegt. Gehen Sie, bevor es zu spät ist!« Der Dorfbewohner wandte sich ab und humpelte langsam weiter, ohne ihnen den Weg gezeigt zu haben.

»Er glaubt anscheinend selbst, was er da erzählt«, bemerkte Gerald eingeschüchtert.

Er ist ein seniler Spinner«, schlussfolgerte die furchtlose Amelia hingegen verärgert.

Weil keiner der Einwohner ihnen eine Auskunft erteilen wollte, mussten die Masons den Weg allein ausfindig machen, und schließlich gelangten sie auf eine kurvenreiche Landstraße, die stetig bergauf führte und von riesigen Getreidefeldern gesäumt wurde, welche sich bis zum Horizont erstreckten. Überall wucherten Hecken, Sträucher, Disteln und Unkraut. Je näher sie der Burg kamen, desto unwegsamer wurde das Gelände. Bald jedoch zeichneten sich graue Mauern auf einem kegelförmigen grünen Hügel ab.

Unweit des Eingangstores stand eine runzlige alte Frau, um die Masons zu empfangen.

»Sind Sie unsere Gäste?«, fragte das Weiblein mit rauer Stimme.

»Ja«, antwortete Amelia. »Sind Sie die Verwalterin?«

»Nennen Sie es, wie Sie wollen.«

»Wohnen Sie auch hier? Und gibt es diese Geister wirklich?«, bestürmte Amelia die Greisin mit Fragen.

»Ich lebe unten im Dorf und hüte nur die Schlüssel. Sie können beruhigt sein, ich werde Sie während Ihres Aufenthalts bestimmt nicht belästigen. - Was die Geister anbetrifft, ich habe sie schon heulen hören, aber gesehen hab ich noch keinen.«

Schelmisch mit den Augen zwinkernd, blickte Amelia Gerald an.

»Ich wünsche Ihnen einen schönen Urlaub«, verabschiedete sich die Alte und sie entfernte sich hurtig.

Amelia rasselte ungeduldig mit dem großen Schlüsselbund, packte ihren Mann am Arm und zog ihn ungestüm mit sich fort.

Die Burg thronte schwer und düster auf dem Wiesenhügel. Der trutzige Bau kündete von ihrer einstigen Bedeutung. Geradezu bedrohlich wirkten die Türme, die das Gebäude flankierten, und die mit Zinnen bekrönte Außenmauer, die etwaige Eroberer wohl in vergangenen Zeiten bereits von weitem abgeschreckt hatte. Das Gemäuer war riesig und schon ziemlich verfallen, die groben Quadersteine waren von Efeu bewachsen und halb verwittert. Kleine, vergitterte Fenster schienen die Masons geradezu lauernd anzustarren. Der zugehörige Park war aufgrund jahrzehntelanger Vernachlässigung endgültig verwildert. Alles in allem wirkte das ganze Anwesen nicht besonders einladend. Am großen Eingangstor angekommen, nahm Amelia den schweren Schlüsselbund zur Hand. Erst der siebzehnte Schlüssel passte. Als die Tür sich knarrend auftrat, traten die Masons in eine zweistöckige, kühn gewölbte Halle, deren Wände in die Höhe ragten. Eine breite steinerne Treppe führte in die obere Etage.

»Das ist eine richtig romantische Burg!«, lachte Amelia freudestrahlend und hüpfte vor Entzücken wie ein Kind. »Hier ist es geheimnisvoll und gruselig - einfach phantastisch!«, schwärmte sie und klatschte begeistert in die Hände.

»Schauen wir uns die Zimmer an!«, schlug Gerald vor und steuerte auf die Treppe zu.

»Ja!«, rief Amelia erwartungsvoll, während Gerald's Worte noch von den glatten Mauern widerhallten.

Im oberen Geschoss wurden zwei Korridore sichtbar. Der eine verlief geradeaus nach rechts, der andere nach links. Zuerst nahmen die Masons den rechten Gang in Augenschein.

Die Schritte schallten vom Steinfußboden wider. Sicher war dies der unbewohnbare Teil der Burg, denn es war stockfinster. So holte Amelia, die gut ausgerüstet war, eine Taschenlampe hervor. Die beiden Besucher zählten die Zimmer, und als sie Tür Nummer dreizehn öffneten, gelangten sie in einen der mächtigen Türme. Darin befand sich eine schmale Wendeltreppe, die an der Mauer entlang steil nach oben führte.

»Gehen wir rauf?«, warf Gerald fragend ein.

»Warum nicht? Wenn wir mit dem rechten Flügel fertig sind, schauen wir den linken an. Dann laufen wir erst mal ins Dorf und kaufen uns was zu essen, denn offenbar hat keiner Vorräte besorgt«, legte Amelia fest.

Über die enge, aus unzähligen hohen Stufen bestehende steinerne Treppe verschafften sich die Masons Zugang zum Dachgeschoss. Dort entdeckten sie jedoch bloß zwei winzige, schmutzige Kammern, die dürftig ausgestattet waren und wahrscheinlich als Abstellräume benutzt wurden. Enttäuscht machte Amelia kehrt und schritt als Erste wieder hinunter. Ihr Mann trottete hinterher.

Zurück auf dem Korridor, begannen sie mit der Besichtigung des linken Flügels. Nach eingehender Betrachtung stellten sie fest, dass dieser dem rechten glich. Nur war er bei weitem moderner eingerichtet.

»Hier sieht es nicht so schaurig aus!«, bedauerte Amelia.

»Dafür ist es bestimmt gemütlicher als drüben. Wir wollen ja schließlich einen angenehmen, romantischen Urlaub genießen und nicht im Dreck ersticken. Hier ist es viel netter, anheimelnd und doch relativ zweckmäßig. Wirklich viel schöner!«, rief Gerald erleichtert aus.

»Sag mal, fürchtest du dich etwa in unserem trauten Heim? Mein armer Kleiner!«, verhöhnte sie ihn.

Nach diesem ersten Rundgang durch das Gemäuer beschlossen die Masons, ins Dorf zu wandern, um zu Abend zu speisen.

\* \* \*

In der einzigen Gaststätte der Ortschaft bestellten Amelia und Gerald ein frugales Mahl. Am Nebentisch saß der Greis, der sie vor den Geistern gewarnt hatte, und schaute betreten zu ihnen herüber. Nach dem Abendessen kehrten die Touristen zur Burg zurück.

Dort angekommen, wählten die Masons im bewohnbaren Flügel ihr Quartier. Nach nochmaliger Inspektion liebäugelte Amelia mit zwei Sälen, die sie zu Aufenthaltsraum und Schlafzimmer erklärte.

Der Erstere hatte einen prächtigen alten Kamin, der auf beiden Seiten von jeweils drei aus der Mauer vorkragenden Konsolen flankiert wurde, auf denen Marmorstatuetten postiert waren. In die rechte Wand waren halbrunde Nischen eingelassen, in denen Vasen aus feinem chinesischem Porzellan standen. Edle Seidengobelins belebten die linke Wand. Ein sonderbares Mosaik, dessen Muster an ein Kaleidoskop erinnerte, schmückte die Decke. Auf einem schweren Orientteppich in der Mitte des Zimmers waren zierliche Stühle und ein viereckiger, mit Intarsien verzierter Tisch platziert. Unbestrittener Höhepunkt aber war der glitzernde kristallene Kronleuchter, der den Raum in ein flimmerndes Licht tauchte.

Das Schlafzimmer war eher schlicht eingerichtet, doch immerhin mit einem herrlichen Parkettboden versehen sowie mit einigen kleineren und größeren Kommoden und Schränken ausgestattet.

\* \* \*

Amelia und Gerald Mason hatten sich die ersten beiden Tage ihres Urlaubs gut erholt, ohne dass sie etwas von einem Geist hörten oder sahen.

Am dritten Tag setzte Amelia ihren Mann von ihrem kühnen Vorhaben in Kenntnis: »Heute Abend werde ich mal die vier kleinen Räume im Dachgeschoss aufsuchen. Kommst du mit?«

»Natürlich, wenn du willst!«, bejahte Gerald ohne Murren.

\* \* \*

Als die Uhr zwölf schlug, waren es die Masons müde, sich noch länger über die Ereignisse des Tages zu unterhalten. »Gehen wir rauf zu den vier Zimmern?«, fragte Amelia ihren Gatten mit herausfordernden Blicken.

»Gut, gehen wir rauf ins Reich der Gespenster!«, stimmte Gerald zu, obwohl ihm ziemlich mulmig zumute war.

Die beiden erhoben sich, zündeten die Kerzen auf den zwei eigens für den Nachtausflug bereitgestellten Leuchtern an, löschten das elektrische Licht und stürzten sich in das Abenteuer.

»Welche Räume sehen wir uns zuerst an?«, wandte sich Amelia unschlüssig an Gerald.

»Das überlasse ich dir«, erwiderte er und zuckte ratlos mit den Achseln.

»Dann schauen wir uns die beiden schmutzigen Rumpelkammern auf der anderen Seite an. In den zwei Zimmerchen hier in diesem Flügel vermute ich sowieso nichts Unheimliches.«

»Na, vielleicht gibt's ja gar keine Gespenster und alles ist nur Aberglaube oder Sage!«, warf Gerald hoffnungsvoll ein.

»Das wäre zwar keineswegs verwunderlich, aber umso bedauerlicher«, meinte Amelia.

Als sie im Obergeschoss bei den Räumen anlangten, drängelte sich Amelia nach vorn, presste ihr linkes Ohr an die Wand und versuchte, Laute oder Geräusche zu erlauschen. Gerald hielt sich dabei gerne zurück.

»Es scheint keiner drin zu sein«, stellte sie ernüchtert fest. »Komm, gehen wir rein!«

Vorsichtig legte Amelia ihre Hand auf die Klinke und blitzschnell öffnete sie die Tür. (Wahrscheinlich erwartete sie, ein weiß gekleidetes Nachtgespenst springe ihr sofort an die Gurgel, doch es passierte nichts dergleichen.) Die erste Kammer jedenfalls wies keine Besonderheiten auf. Ein wenig enttäuscht betraten die Masons nun das zweite Zimmerchen. Auch hier sah alles ganz gewöhnlich aus. Amelia überprüfte dennoch jeden Winkel des Raumes und jeden einzelnen Schrank, um auch sicher zu sein, dass ihr nichts entgangen war.

Mit einem Mal stutzte sie und vermochte ihrem Erstaunen kaum Ausdruck zu geben. »Sieh nur!«, stieß sie hervor, denn sie hatte in einer verstaubten, halb offenen Truhe zwei weiße Gewänder aus Tuch entdeckt, die tatsächlich den Eindruck erweckten, als gehörten sie Gespenstern.

»Meinst du -?«, entfuhr es Gerald, in dessen Augen sich das blanke Entsetzen widerspiegelte.

»Jetzt geht's richtig los!«, frohlockte Amelia und kostümierte sich sogleich. Als sie Gerald scheu in der Ecke stehen sah, verhöhnnte sie ihn: »Du wirst dich ja wohl nicht vor Geistern fürchten. Zieh dir das andere Hemd an! Dann werden wir mal die Gespenster erschrecken.«

Gerald hatte ein ungutes Gefühl dabei, doch als echter Pantoffelheld beugte er sich dem Willen seiner temperamentvollen Frau. Widerstrebend und missmutig streifte er sich das Gewand über und krallte sich ängstlich seinen Kerzenleuchter.

»Was willst du mit dem Kandelaber, du Held?«, spottete Amelia. »Der Mond scheint hell genug durch die Fenster. Also mach das Licht aus und komm mit!«

Abermals gehorchte der brave Gerald und sie verließen gemeinsam das Zimmer.

Dann befahl Amelia: »Du begibst dich jetzt auf die andere Seite der Burg und ich bleibe hier. Wenn du den Geist siehst, dann treib ihn, so schnell du kannst, herüber zu mir. Alles klar?«

»Jaja«, versicherte Gerald. Mit zitternden Knien ging er fast geräuschlos den Flur entlang.

Amelia lief in ihrem Flügel hin und her. Voller Ungeduld erwartete sie das sagenumwobene Gespenst. Mit der Zeit wurde es ihr aber zu eintönig, andauernd treppauf, treppab zu steigen, wo sich doch nicht das Geringste tat. Sie hatte das zweite Stockwerk bestimmt bereits zum zwanzigsten oder dreißigsten Male durchschritten, als sie am Ende des Flügels einer Tür gewahr wurde, die sie bisher übersehen hatte. Beim Öffnen derselben quietschte und knarrte es fürchterlich, was dafür sprach, dass sich hierher schon lange niemand mehr verirrt hatte. Hinter jener Tür erstreckte sich ein verwinkelter Gang. Nun wieder von Spannung erfasst, trappelte Amelia rasch durch den soeben entdeckten Korridor und

siehe da! Er führte durch die ganze Burg und endete letztlich im anderen Flügel. Dort angekommen, rieb Amelia sich die Hände vor Freude. Im gleichen Moment bemerkte sie eine weiß gekleidete Gestalt, die mit bedächtigen, schier lautlosen Schritten an der Wand entlangschlich.

»Huhu! Huhu!«, scheuchte Amelia den Geist mit hektischen Gesten und wildem Kreischen auf und raste mit erhobenen Händen auf ihn zu.

Er heulte gellend und rannte, so schnell ihn die Füße trugen. Amelia hetzte ihn durch den Geheimgang. Die Jagd machte ihr höllischen Spaß. In seiner Panik entfloh das Wesen durch eine niedrige Tür, die Amelia bisher verborgen geblieben war. Dahinter verlief eine schmale Treppe steil hinab zu einer steinernen Brücke, die über einen Abgrund führte. Das verfolgte Gespenst keuchte, trippelte noch einige Sekunden; dann ertönte ein Schrei, der Todesangst verriet. Unmittelbar danach plumpste es in einen Wassergraben.

\* \* \*

Inzwischen graute der Morgen. Durch die kleinen, vergitterten Fenster drang matt das Licht herein. Als Amelia in ihrem Zimmer anlangte, bemerkte sie, dass Gerald noch nicht zurückgekommen war.

»Er nimmt alles wieder viel zu ernst«, erzählte sie mit ihrem Spiegelbild, während sie sich umkleidete.

Da klappte die Tür im Nebenraum.

»Gerald, bist du es?«, rief Amelia besorgt.

»Ja!«, kam prompt die Antwort. Gleich darauf entschuldigte er sich für sein Zuspätkommen: »Heute Nacht hat mich der Schlossgeist überrascht, durch das ganze Gemäuer gejagt und aus Bosheit so lange verfolgt, bis ich letztendlich in einen Wassergraben gefallen bin.«

»Stell dir vor!«, erklärte Amelia belustigt, wobei sie nahe an Gerald herantrat. »Auch mir ist heute Nacht der Schlossgeist begegnet. Ich habe ihn durch das ganze Gemäuer gejagt und aus Bosheit so lange verfolgt, bis er in einen Wassergraben gefallen ist.«

Mit einem spöttisch-mitleidigen Blick musterte Amelia ihren Mann und schlang die Arme um den pitschnassen Diätkoch.

»Dann hast du mich ...!« Entsetzt und zugleich erleichtert sah er sie an.

»Konnte ich denn ahnen, dass du das bist?«, fragte sie verschmitzt lächelnd und zog Gerald zärtlich an sich, um ihn mit einem leidenschaftlichen Kuss zu entschädigen. »Verzeihst du mir?«, bat sie ihn kokett, sich des Sieges schon gewiss.

»Was könnte ich dir nicht verzeihen! Aber auf Gespenstersuche gehe ich nicht mehr«, legte Gerald fest.

»Mein Gebieter hat ein Machtwort gesprochen!«, lachte Amelia schallend und gab sich unterwürfig.

\* \* \*

Zwei Wochen später reisten die Masons ab, ohne die Gegenwart der Geister jemals gespürt zu haben. Anscheinend handelte es sich also doch nur um eine Legende oder ein Gerücht.

»Ich glaube, ich habe irgendwas vergessen«, meinte Amelia plötzlich.

»Ich denke, du hast alles eingepackt!«, wunderte sich Gerald.

»Vorhin war ich mir sicher, aber seit ich die Burganlage verlassen habe, werde ich das Gefühl nicht los, etwas verloren zu haben«, erklärte sie.

»Jetzt, wo du es sagst«, bemerkte er, »scheint mir auch, als fehle mir was. Sehen wir noch mal nach!«

Gerald stellte die Taschen ab. Am Straßenrand packten die Masons ihre Koffer aus und verglichen jedes einzelne Stück mit ihrer Liste.

»Alles ist da«, bestätigte Amelia unzufrieden. »Trotzdem ist etwas anders als vorher. Ich weiß bloß nicht, was!«, verzweifelte sie fast. Das Lächeln war aus ihrem Gesicht gewichen. Sie fühlte sich irgendwie leer. Gerald setzte ebenfalls eine trübsinnige Miene auf, unfähig, seine Empfindungen zum Ausdruck zu bringen.

Unverrichteter Dinge verließen die Masons schließlich das Dorf X. bei Y. am Z.

\* \* \*

Am selben Abend humpelte ein alter Mann die Landstraße entlang. Er blickte in Richtung Burg, und was er dort sah, überraschte ihn keineswegs.

Hinter den Fenstern schimmerten die weißen Gewänder von zwei Geistern, die ihre Hände an die Scheiben pressten und wimmerten.

»Ich habe die Fremden gewart«, murmelte der Greis versonnen. »Es bleibt stets etwas zurück.«

# In Trance

Wer kein Dach über dem Kopf hat, ist wirklich zu bedauern. Es ist unvorstellbar, wie man leidet, wenn obendrein das Wetter kühl und regnerisch ist. Wohl dem, der sich in solch einer schlimmen Situation zu helfen weiß! Ich denke da an den Helden meiner tragikomischen Erzählung, der dank seiner schier unglaublichen Körperbeherrschung mitten auf der Straße eine unkonventionelle Miniwohnung fand.

Er war ein seltsamer Vogel mit vielen Eigenarten und Unarten, absonderlichen Ideen und komischen Angewohnheiten. Sein Name war Sam Small und er zählte zweiunddreißig Jahre. Vor langer Zeit hatte er während eines Urlaubs im Fernen Osten - ich bin nicht in der Lage zu sagen, wo genau - einen Guru kennengelernt und sich ihm sogleich angeschlossen. Doch nach drei Jahren ging Small wieder seiner Wege. Inzwischen hatte er aber einige nützliche Fertigkeiten erworben, darunter das Meditieren. Außerdem beherrschte er seither etwas, was Europäer sonst kaum beherrschen: Er war imstande, sich wann und wo auch immer in Trance zu versetzen. In diesem Zustand konnte er sich in einen kleinen Behälter zwängen und einige Zeit darin verharren. Durch tägliche Übung wurde er ein Meister auf jenem Gebiet.

Sam Small war groß und muskulös. Seine Miene barg etwas Außergewöhnliches und Geheimnisvolles in sich. Sein breites Gesicht wurde durch eine dünne, weit vorspringende Nase geprägt. Der Abstand zwischen seinen Augen war zu groß. Die Lippen waren schmal und blass, die Wangen flach. Das halblange blonde Haar hatte er im Nacken liederlich zusammengebunden. Sein Gang wirkte feierlich und seine Art war ziemlich befremdend.

Nun hatte Sam Small bisher eine kleine, schlichte Wohnung mit nur zwei winzigen Zimmern besessen, denn er war unverheiratet und ohne jegliche Pflichten und benötigte daher nicht viel Platz. Diese Wohnung hatte er jedoch heute Morgen räumen müssen, weil er die Miete nicht mehr aufbringen konnte. Jetzt saß er also auf der Straße. Wo sollte er bloß künftig übernachten? Noch war ja Sommer und es war angenehm mild. Was aber im Winter tun? Nachdenklich schlenderte er die schmutzige Gasse entlang. Es dämmerte langsam und die Nacht schlich unaufhaltsam heran. Überdies gesellte sich zur Finsternis ein unangenehm sprühender Nieselregen. So machte sich Small auf die Suche nach einem geeigneten Unterschlupf in diesem verwahrlosten Stadtviertel.

Die Enge der Straßen wirkte bedrückend. Die Häuser waren grau und allesamt verfallen. Kaum ein Lichtstrahl drang bis auf die Gehwege hinunter. Auf den Bürgersteigen lagen Unrat und Abfälle. Auch standen dort schrottreife Haushaltsgeräte einfach so herum, zum Beispiel alte Fernseher und Radios, kaputte Sessel, deren Polsterfüllung bereits hervorquoll, Tische und Stühle mit zerbrochenen Beinen, Töpfe mit Löchern, gesprungenes Geschirr und ein großer Gasofen, der sicher schon seit einiger Zeit ausgedient, allerdings noch keinen Rost angesetzt hatte. Das gute Stück war in ein weißes Kleid aus Emaille gehüllt und hatte eine geräumige Backröhre mit einer Tür zum Verriegeln.

Als Sam Small an jenem Herd vorüberkam, durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke: »Könnte ich mich nicht in Trance versetzen, mich in die Backröhre zwängen und darin die Nacht verbringen?«

Gesagt, getan. Er kroch mühelos in den Gasherd, dessen Tür offen blieb.

\* \* \*

Als sich Sam Small in Trance befand, watschelte eine ältere, kugelrunde Frau herbei. Sie hatte ein aufgedunsenes Gesicht, ungepflegtes schwarzes Haar und wirkte ziemlich asozial. Mit abstoßend quäkender Stimme rief sie nach ihren Söhnen und der Tochter. Diese war das Ebenbild ihrer Mutter. Auch die drei Söhne sahen heruntergekommen aus. Zwei davon, die die Alte Chris und Jacob nannte, waren infolge übermäßigen Alkoholgenusses aufgeschwemmt und tapsten etwas beschränkt daher. Der dritte namens Kennard schien ein wenig klüger zu sein; zumindest stand ihm die Einfältigkeit nicht so ins Gesicht geschrieben. Er war groß und blond, vielleicht etwas zu dürr.

Da die Simpsons knapp bei Kasse waren, suchten sie auf diesem illegalen innerstädtischen Schrottplatz nach einem neuen Gasofen.

»Was ist mit dem hier?«, fragte die Alte ihre Sprösslinge. »Ich glaube, den sollten wir nehmen«, bestimmte sie und versetzte dem gut erhaltenen Exemplar mit ihrer fleischigen Hand einen gehörigen Schlag.

Ohne auch nur einen einzigen Blick in die Backröhre zu werfen, schloss die Dicke den Herd und verriegelte die Tür. Die beiden feisten Söhne Chris und Jacob packten das sperrige Gerät und transportierten es schwitzend und schniefend in

die nicht weit entfernt gelegene Bruchbude ihrer Mutter.

In der ärmlichen Hütte angekommen, befahl Mrs Simpson ihrem Sohn Kennard sogleich: »Junge, du kannst ihn jetzt anschließen!«

Der alte Herd wurde ausrangiert, denn er war endgültig hinüber. Den neuen montierte Kennard zwar zügig, doch stümperhaft an. Und kaum hatte er sein Werk vollendet, testete Mutter Simpson auch schon die Funktionsfähigkeit des Gerätes. Entzückt vom Geräusch des einströmenden Gases musterte sie mit Wohlwollen das gute Stück, das im Vergleich zu den anderen Einrichtungsgegenständen geradezu glänzte. Da unterbrach ein schrilles Kreischen, das von draußen kam, jäh ihre stille Freude.

»Mutter, schnell!«, rief Tochter Mary.

Durch den gellenden Schrei in Panik geraten, lief Mutter Simpson sofort hinaus auf die Straße. Ihre neunjährige Tochter Josephine war von einer Dogge angefallen und in den Arm gebissen worden.

Mrs Simpson tröstete fürsorglich ihr weinendes Kind, während Mary sich lautstark mit dem Hundehalter stritt und ihre drei Brüder dem bösen Tier nachjagten, um es unverzüglich ins Jenseits zu befördern.

Nachlässig, wie die Simpsons waren, kam es keinem von ihnen in den Sinn, dass das Gas noch immer in die Backröhre strömte - in der Sam Small, in Trance versetzt, sein Leben aushauchte.

# Der untrügliche Beweis

Vor ein paar Jahren ereignete sich im spätherbstlichen London eine verhängnisvolle Geschichte. Dabei begann alles ganz harmlos mit einem großen Paket per Eilsendung, und es war am frühen Morgen, als man nicht wusste, ob Dämmerung oder Nebel die Stadt verhüllte.

Zwei Postbedienstete bugsieren eine lange, in braunes Packpapier eingeschlagene Kiste die Treppe hinauf.

»Heutzutage muss ein Postbote als Lastesel fungieren«, brummt der hintere Träger, ein bereits ergrauter Mann von untersetzter Statur.

»Das gehört zum Kundendienst, Paul!«, kichert darauf Ricky, der junge Bursche vorn.

»Du mit deiner Bodybuilder-Figur hast gut reden, bist auch dreißig Jahre jünger als ich«, murrte der beleibte Ältere.

»Wir sind doch schon da, Paul. Hier wohnt ein gewisser James Carpenter. Auf dem Paket steht ›J. Carpenter‹. Also klingeln wir!«

Die Glocke schrillt.

Unwillig dreht sich James Carpenter im Bett. Er knipst die kleine gelbe Nachttischlampe an. Erst halb sieben? Nein, die sollen ruhig schellen! Wer auch immer da draußen steht, kann später zurückkommen, wenn er etwas von ihm will. Außer einer schöpferischen Eingebung treibt um diese Zeit einen freischaffenden Maler wie ihn nichts aus dem Bett. Er wirft noch einen selbstgefälligen Blick in den Spiegel auf dem Nachtschränken und schnell dreht er sich wieder um.

Die Paketzusteller allerdings lassen nicht locker. Sie klingeln abermals.

»Scheint keiner da zu sein«, befürchtet Paul. »Jetzt müssen wir die Kiste erst runtertragen und dann erneut hierherauf.«

»Vielleicht schläft er auch nur«, entgegnet Ricky zuversichtlich und läutet ein drittes Mal.

»Frechheit!«, knurrt James Carpenter und kriecht zähneknirschend aus den Federn. Er legt sich einen edlen Morgenmantel aus goldfarbener Seide um und öffnet die Tür.

»Nanu!«, staunt er.

»Dieses Expressgut ist heute Nacht für Sie angekommen«, unterrichtet Paul den Empfänger.

Carpenter drückt dem pflichtbewussten Boten ein reichliches Trinkgeld in die Hand und verschwindet mit dem riesigen Paket in seiner Wohnung. Er schaut sogleich auf den Absender, der ihm jedoch unbekannt ist. Irgendwo in Kalifornien haust er. Das gefällt ihm gar nicht, dem gut aussehenden Maler mit den markanten Gesichtszügen und den grauen Schläfen. Misstrauisch beugt sich der schlanke, hochgewachsene Künstler über das Paket. An Kalifornien hat er unangenehme Erinnerungen, die er nun seit knapp zwanzig Jahren verdrängt. Holt ihn die Vergangenheit jetzt wieder ein? Hat ein Zufall die dunklen Geschehnisse ans Licht gebracht?

Angsterfüllt reißt Carpenter das Packpapier weg. Wer hat ihm eine vernagelte Holzkiste gesandt? Ungeduldig kramt er aus seinen Kommoden das schon ein wenig verrostete Werkzeug hervor und schickt sich an, die Nägel herauszuziehen, was lange dauert, denn er verfügt - wie die meisten Schöngeister - über kein sehr großes handwerkliches Können.

Als er aber den Inhalt des Pakets freigelegt hat, prallt er entsetzt zurück. Seine schlimmsten Befürchtungen werden noch übertroffen: In der Kiste ruht, sorgsam wie eine Kostbarkeit eingebettet, ein halb zerfallenes Skelett - das Skelett eines Menschen! Dessen grausig verrenkte Knochen sind durch die Gelenke nur locker verbunden. Um die schadhafte Zähne scheint ein bedrohliches Grinsen zu huschen, und in der Morgendämmerung wirkt es fast, als treffe Carpenter ein schrecklicher, höhnischer Blick aus den leeren Augenhöhlen. Sonderbar verkrampt sind die Hände des Gerippes, so als sammelten sie Kraft, um ihn im nächsten Moment an der Kehle zu packen.

Schon will er zurückweichen, als er einen kleinen Zettel neben dem Skelett entdeckt, auf dem Folgendes steht:

*Endlich haben wir sie gefunden, den untrüglichen  
Beweis erbracht, Carpenter. Das Spiel ist aus.*

*Police*

Am ganzen Körper bebend, sinkt Carpenter hin.

»Das Spiel ist aus!«, murmelt er geschockt und presst aus den harten braunen Augen zum ersten Mal seit Jahren Tränen. Das Blatt entgleitet seinen zitternden Händen, die er bald darauf im schwarzen Haar vergräbt.

»Alles aus!«, zischt er.

Er greift zum Telefonhörer. Am anderen Ende der Leitung knackt es und ein Inspektor Kelly meldet sich.

»Hier ist James Carpenter«, krächzt er. »Jetzt, wo Sie die Leiche haben, gebe ich mich geschlagen. Ich bekenne mich schuldig, vor zwanzig Jahren May Miller aus Rache erdrosselt und in der Mojave-Wüste in Kalifornien verscharrt zu haben. Ich halte mich zur Verhaftung bereit.« Dann legt er auf. Nun muss er nur warten, bis die Polizei kommt und ihn festnimmt.

Geplanter Mord! Das bedeutet, er wird das Gefängnis wohl nie mehr verlassen. Dabei hatte damals alles vorzüglich geklappt. Er hatte einen perfekten Mord verübt und sich ein lupenreines Alibi verschafft. Zwar war er in Verdacht geraten, aber Mays Leiche tauchte ja nie auf, und die übrigen Beweise waren für eine Anklage unzureichend. (Dass man sie so plötzlich gefunden hat, kann doch bloß Zufall sein!) May Miller hatte mit ihrer Hassliebe zehn Jahre seines Lebens zerstört, zudem sein künstlerisches Schaffen für wertlos befunden und ihn letztendlich überall lächerlich gemacht, nervlich zerrüttet, komplett ruiniert. Jetzt wird sie ihm posthum auch noch den Rest seines Daseins verbittern, indem ihre Leiche dafür sorgt, dass er in einer dumpfen Zelle verrottet.

James Carpenter kleidet sich an, bürstet sich traurig das Haar. Von nun an ist es egal, wie er aussieht. Ihn wird keiner mehr anschauen - leider! -, und nie wieder wird er malen und seine Bilder ausstellen können. Er hat sein Anrecht auf ein Leben in Freiheit und Luxus verwirkt.

Da klingelt es stürmisch. Carpenter öffnet die Tür. Drei Polizisten kommen und rasseln mit den Handschellen, obwohl aus ihren Zügen Ratlosigkeit spricht. Der erste lächelt mitleidig, so als habe er es mit einem Geisteskranken zu tun, der zweite stellt die Fragen, der dritte protokolliert. Carpenter erzählt seine Geschichte, woraufhin Inspektor Kelly das Paket in Augenschein nimmt. Verwundert den Kopf schüttelnd, bestaunt er das Gerippe.

»Ich weiß zwar nicht, wer Ihnen das zugesandt hat«, räumt der Inspektor ein, »aber wir nehmen es auf alle Fälle mit«, meint er entschlossen.

Carpenter verlässt seine Wohnung in Fesseln, die anderen schleppen die Kiste. Da kommt ihnen auf der Treppe ein Mittdreißiger mit nichtssagendem, doch intelligentem Gesicht entgegen.

»Oh! Ist es das?«, ruft er aufgeregt.

»Was?«, fragen die Männer wie aus einem Munde.

»Das Skelett! Es ist einer der bedeutendsten Funde in der Menschheitsgeschichte und wurde erst vor ein paar Tagen in der Mojave-Wüste in Kalifornien ausgegraben. Es gehört mir!«

»Aber -!« Der Inspektor, ein kleiner, beliebter Mann mit dünnem Haar und dicker Zigarre, stockt.

»Mein Kollege, wir nennen ihn ›Police‹, hat mich vorhin angerufen und mir gesagt, er habe endlich ein beinahe vollständig erhaltenes menschliches Gerippe entdeckt und mir zur wissenschaftlichen Untersuchung zugeschickt. Es war in einer Erdschicht eingeschlossen, die aus einem so frühen Zeitalter stammt, dass dieser Fund unser Weltbild verändern wird. Niemand wollte uns glauben. Alle hielten uns für Wichtigtuer und überspannte Narren. Doch nun gebührt uns der Ruhm!« Freudig reißt der Forscher die Arme hoch. »Das Spiel ist aus für unsere Gegenspieler, die Winter Brothers, die selbst den Beweis für diese Theorie erbringen wollten.«

»Das Paket ist an Mr J. Carpenter gerichtet!«, versucht der Inspektor aufzuklären.

»Das ist mein Name. Ich heiße Jason Carpenter.«

»Aber ich heiße doch auch ...« James Carpenter, dem Maler, fehlen die Worte.

»Verzeihen Sie, dass ich mich Ihnen noch nicht vorgestellt habe! Ich bin erst vor zwei Tagen hier eingezogen«, entschuldigt sich Jason Carpenter. »Ich hoffe, dass ähnliche Verwechslungen nicht wieder vorkommen«, lächelt der Paläanthropologe. Als er jedoch bemerkt, dass sein neuer Nachbar mit Handschellen gefesselt ist, kraust er die Stirn.

»Verwechslungen gibt es bestimmt nicht mehr«, verspricht der Inspektor. »Mr James Carpenter hat gerade einen Mord gestanden.« Mit diesen Worten zerrt der tatkräftige Inspektor Kelly den Maler mit sich fort.

»Bekomme ich jetzt das Gerippe?«, fragt der Wissenschaftler fordernd.

»Nun - hm! - na ja! - na gut!«, genehmigt Inspektor Kelly zögernd.

Erleichtert setzen die Polizisten die Kiste ab.

Jason Carpenter ergreift das Paket und schleift es fröhlich pfeifend die Treppen hinauf.

# Eine ungewöhnliche Hochzeitsnacht

Meine hochverehrte Leserschaft, ich habe Sie fürwahr schon oft mit meinen kleinen Flunkereien hinters Licht geführt. Doch dieses Mal, dessen können Sie gewiss sein, existiert zumindest der Ort des Geschehens, und zwar nahe meiner Heimatstadt, was allerdings weit entfernt ist vom Schauplatz unserer Geschichte, die natürlich nur ein Produkt meiner Phantasie ist (wie ich ganz entgegen meiner sonstigen Gewohnheit zugebe).

Es war Nacht. Die Gegend war grau und trübselig. Etwas Unheildrohendes lag in der Luft. Weit und breit war weder ein Mensch noch irgendein anderes Lebewesen zu sehen. Eine verlassen wirkende, öde Landstraße durchschnitt die Umgebung. Man konnte meinen, sie sei jahrzehntelang nicht betreten oder befahren worden. Es schien, als läge sie rein zufällig und völlig nutzlos da. Die hügeligen Wiesen sahen stumpf und dunkel aus. Der undurchdringliche Nebel nahm ihnen jegliche Farbe. Alte, knorrige Bäume mit blattlosen Zweigen standen vereinzelt am Wegrand und auch im Wiesengrund. Sie waren die einsamen Wächter jener kränklichen Landschaft. Ihre kahlen Äste reichten tief hinab bis zum Erdboden. Lebendig wirkte einzig und allein das Bächlein, dessen klares, sprudelndes Wasser über die nackten Steine plätscherte. Zwei morsche hölzerne Brücken ebneten dem Wanderer, der gerade die Landstraße hinunterlief, den Weg. Die Luft war dumpf wie in einer Gruft. Das bleiche, gespenstische Licht des kalten Mondes kämpfte sich mühsam durch die fahlen, den Himmel verschmierenden Schleierwolken und den dichten grauen Nebel und wurde letztendlich von dem Dampf verschluckt, der aus den morastigen Wiesen aufstieg. Die Welt schien hier zu Ende zu sein und selbst die Zeit hielt den Atem an.

Joseph Baker, der Wanderer, von dem ich soeben sprach, schlenderte unbeschwert die Straße entlang. Er war groß und schlank, hatte ein blasses Gesicht, schwarzes Haar und dunkelbraune Augen. Heute war er festlich mit Frack und Zylinder bekleidet und bereits etwas beschwipst. In einem nahe gelegenen Lokal hatte er seine Braut, eine hübsche, mollige Blondine, mitsamt der Hochzeitsgesellschaft zurückgelassen, um nach dem ganzen Trubel und der feuchtfröhlichen Feier noch ein bisschen frische Luft zu schnappen. Doch der Champagner hatte ihn seiner Sinne beraubt, so dass er vom Wege abgekommen und in diese einsame und trostlose, unglücksschwangere Gegend geraten war. Schon wollte er umkehren, als etwas ihn unablässig drängte voranzugehen, ohne sich umzusehen - ein innerer Zwang, der ihn beherrschte, eine fremde, ungeahnte Macht, die ihn lockte. Er überquerte das erste Brücklein, dann das zweite, befand sich nun in der Niederung.

Von sumpfigen Wiesen war er umgeben. Kein Entrinnen mehr! Die kahlen Bäume bewachten ihn. Der stickige Nebel hüllte ihn ein. Die schwere Luft machte ihm desto mehr zu schaffen, je tiefer er hinabwanderte, aber es trieb ihn weiter unentwegt. Er wurde immer schwächer. Noch ein paar Schritte, er stolperte über einen toten, auf dem Boden liegenden Ast und fiel hin. In der Ferne erschien ein Gebilde aus porösem Stein - ein altes Haus mit einem verwahrlosten Vorhof - dann nur ein Schatten - plötzlich gähnende Leere. Schwarze Nacht umfing ihn; bewusstlos brach er zusammen.

\* \* \*

Einige Minuten später erwachte Joseph Baker aus seiner Ohnmacht. Ihm war kalt und sein Frack war schmutzig und nass. Er blickte auf die Armbanduhr.

»Eine Schande - sie ist stehen geblieben!«, zischte er erbost.

Joseph erhob sich und begab sich wieder auf die Landstraße. Da kam er an einer großen Grabstätte vorbei, die sechs steinerne Büsten zierten und ein schief emporragender Stein, in den in goldenen Buchstaben die Namen der Toten graviert waren. Doch nun entsann er sich des halb verfallenen Anwesens. Er sah sich um - ja, dort war es! Im selben Moment hörte er einen Hund heulen; demzufolge wohnte jemand in diesem Haus. Also machte er sich auf den Weg dahin. Er durchquerte die Wiese, blieb mehr als einmal im morastigen Boden beinahe stecken, verlor letzten Endes sogar einen seiner Lackschuhe. Schließlich erreichte er das Anwesen, kletterte über das klapprige Eingangstor, durchschritt den holprigen, mit kleinen Pflastersteinen belegten Hof, trat an die Haustür und klopfte an. Lange Zeit rührte sich nichts und selbst der Hund hatte das Bellen eingestellt. Dann öffnete sich die Tür wie von Geisterhand, aber niemand war zu sehen. Joseph hielt inne. Sollte er hineingehen? Er hatte ein ungutes Gefühl dabei, doch er war zu müde, um umzukehren. So betrat er das Haus und hinter ihm fiel quietschend die Tür ins Schloss.

Der schnell fortschreitende Verfall des Gebäudes war im Inneren ebenso offensichtlich wie an der Fassade. Die Wände wirkten dunkel und grau, die Luft roch feucht und stickig, große Löcher klafften in der Decke und der Boden knarrte unter Josephs Füßen. Das Haus wurde von dicken Pfeilern gestützt, die einzustürzen drohten. Eine breite Treppe mit brüchigem Geländer führte in die obere Etage. Dieser Bau war einstmals sicher prunkvoll gewesen; allerdings schien das lange her zu sein.

Baker war gerade im Begriff, die Treppe hinaufzusteigen, als etwas hinter ihm rumorte und flackerndes Kerzenlicht einen mattgelben Schein auf die Mauern warf. Erschrocken zuckte er zusammen und drehte sich ruckartig um. Da stand ein altes Weiblein in einem grauen Morgenrock vor ihm.

»Guten Abend, mein Herr!«, krächzte sie. Ihre Stimme klang schrecklich, so als hätte sie seit vielen Jahren kein Wort gesprochen.

Das Aussehen der Greisin jagte Baker Angst ein. Ihr Gesicht wirkte wie eine Totenmaske, die runzlige Haut wie altes Leder. Die tief liegenden, schier farblosen Augen leuchteten hell. Ihr zahnloser Mund kam einer schwarzen Höhle gleich. Um die blassen, schiefen Lippen huschte ein verzerrtes Grinsen. Mit ihren knochigen Händen umklammerte sie krampfhaft einen schweren silbernen Leuchter, den sie Baker nun unter die Nase hielt.

»Lassen Sie sich anschauen, Sir!«, sprach sie heiser. »Sie sind sehr müde, nicht wahr? Vermutlich lange umhergeirrt. Sie sollten hier übernachten und Ihren Weg morgen früh fortsetzen«, schlug sie vor.

Die wunderliche Alte packte Joseph am Arm und zog ihn bestimmt mit sich.

»Erstaunlich, wie viel Kraft sie hat!«, dachte er.

Sie wies ihm im oberen Stockwerk ein Zimmer zu und bot ihm an, am Morgen für ihn das Frühstück zuzubereiten. Danach verschwand sie genauso unbemerkt, wie sie aufgetaucht war.

Das Quartier war klein und schmutzig - eine Rumpelkammer. Von der Decke hingen Spinnweben herab. An der Wand lehnte eine Pritsche, die Joseph auch gleich aufstellte. Ein kleines Fenster, das mehr ein Guckloch war, öffnete er, weil er bei jener dumpfen Luft fast erstickte. Licht spendete allein der bleiche, neblige Mond. So begab sich Joseph zur Ruhe und er schlief sofort ein, in Gedanken bei seiner Frau, die sich sicher um ihn sorgte.

\* \* \*

Als Baker am Morgen erwachte, schmerzte sein Kopf und sein Körper war schlaff. Erst nach einer kurzen Weile erinnerte er sich an die Ereignisse der vergangenen Nacht.

Die Luft in der Kammer roch noch immer muffig. Durch das winzige Fenster blinzelte fahl der erste Sonnenstrahl. Vom versprochenen Frühstück war nichts zu sehen, aber Joseph wollte auch nicht lange warten. So schnell wie möglich musste er nach Hause zu seiner Frau und ihr alles erklären. Er stand auf und verließ das Quartier. Doch wie erschrak er, als er auf den Flur hinaustrat! Das Gebäude glich einer Ruine! Über Nacht war es gänzlich verfallen. Selbst die Treppe war verschwunden, so dass es schien, als schwebte die obere Etage. Bedrohlich ächzten die Wände und die alten Mauern knirschten.

Von panischer Angst erfüllt, rannte Joseph den Korridor entlang. O weh! Steine und Gerümpel hatten alles verschüttet. Einen Augenblick dachte er an die seltsame Greisin, die hier wohnte. Wo mochte sie jetzt sein? Was war mit ihr geschehen?

Plötzlich stürzte eine Außenmauer ein. Sie riss die Wände und die letzten Pfeiler, die das Haus noch stützten, mit sich hinab in die Tiefe. Joseph war starr vor Schreck und nicht einmal imstande zu schreien. Wie in Zeitlupe sah er den Boden unter seinen Füßen zerbersten und fühlte nur das Fallen - ein endloses Fallen. Dann verlor er die Besinnung.

\* \* \*

Einige Stunden später schlug Baker die Augen auf. Welch ein Wunder, er hatte überlebt! Doch er konnte sich nicht mehr bewegen. Wie gelähmt lag er am Boden. Sein Leib war von den unzähligen Trümmern, die auf ihn herabgestürzt waren, völlig zerschunden, verschmutzt und blutverschmiert.

Es dauerte wohl Stunden, wenn nicht einen halben Tag, bis Joseph wieder Regung in seinen Gliedern spürte. Er krümmte sich vor Schmerzen, raffte sich aber auf, um wenigstens auf allen vieren kriechen zu können. Jeder Meter war eine Tortur, jedes Aufbäumen eine neue Qual. Wie gerne wäre er einfach ausgestreckt liegen geblieben! Nur der Gedanke an seine Frau fachte seinen Lebenswillen an. Beharrlich schleppte er sich vorwärts immerzu, bis er endlich das Tageslicht erblickte.

Joseph gelangte ins Freie! Er fühlte die kühle Luft auf seiner von Staub und geronnenem Blut verklebten Haut, den neckischen Wind im struppigen Haar, sah den milchigen Himmel über sich. Die Sonne blinzelte blass, doch ihm schien sie gleißende Helle zu verbreiten.

Aber er ahnte, dass er dieses Anwesen niemals - weder tot noch lebendig - verlassen würde. Seine Kräfte waren verbraucht, seine Hoffnung war dahin. Verzweifelt versuchte er zu entkommen. Er kroch, so schnell er es vermochte, und merkte nicht, dass der Boden mehr und mehr nachgab. Langsam, doch unerbittlich zog ihn die Macht des Sumpfes hinunter bis auf den Grund.

\* \* \*

Am nächsten Tag machte sich die verärgerte Frau des unglückseligen Joseph, Catherine Baker, auf die Suche nach ihrem vermeintlich unzuverlässigen Ehemann. Sie durchforschte die gesamte Gegend, alle Wege und Pfade. Jeden, den sie traf, fragte sie nach ihrem Gatten - jedoch vergebens.

Dann entdeckte sie jene einsame Landstraße. Entschlossen passierte sie zwei mit Schling- und Wasserpflanzen bewachsene Tümpel, überquerte die Holzbrücken, die über den tosenden Bach führten, und gelangte in den Wiesengrund. Das Anwesen war mittlerweile zu Staub zerfallen; folglich bot sich Catherine eine trostlose Aussicht. Hier konnte Joseph wohl nicht gewesen sein.

Ein letzter prüfender Blick nur - danach würde sie umkehren. Da erregte ein schwarzer Gegenstand im Gras ihre Aufmerksamkeit. Mit vorsichtigen Schritten durchmaß sie den Sumpf. Als sie den Lackschuh ihres Mannes erkannte, erstarrte sie. Entmutigt ging sie zurück zur Landstraße. Etwas Furchtbares war Joseph zugestoßen, das spürte sie! Traurig trat Catherine den Heimweg an. Hier hatte sie nichts mehr verloren. Tränen rannen Bächen gleich über ihr Gesicht. Plötzlich wurde sie des alten Grabes am Wegrand gewahr. Sonderbar! Vorhin hatte sie es gar nicht bemerkt. Nun betrachtete sie es näher.

»Oh, mein Gott!«, schrie sie verzweifelt, und kreidebleich vor Entsetzen stand sie wie angewurzelt da.

Auf der alten, verwitterten Steintafel waren in verblichenen Buchstaben die Namen der Verstorbenen zu lesen. Ein neuer war indessen hinzugekommen. In goldenen Lettern glänzte der Name »Joseph Jonathan Baker«, und auf ihrem Sockel thronte eine steinerne Büste mit Josephs feinen Zügen und lächelte Catherine friedlich an - sie kreischte und verfiel wenig später in Wahnsinn.

# Der Whiskyvampir

Falls Sie zu meiner treuen Leserschaft gehören und meine köstlichen und weniger köstlichen Geschichten aufmerksam verfolgt haben, dann sind Sie im Laufe der Zeit bereits einigen unheimlichen und abstoßenden Geschöpfen begegnet. Heute wartet wieder ein Ungeheuer auf Sie, nämlich eines aus der weitverzweigten Familie der Vampire. Vielleicht sind Sie jetzt enttäuscht, weil Sie meinen, schon viel zu viele Erzählungen über Vampire gelesen zu haben und wahrlich alles vom Vampirismus und von seinen Vertretern zu wissen. Sie irren sich! Ich wäre wohl nicht ich selbst, würde ich mir erlauben, Sie mit den herkömmlichen, farblosen Blutsaugern zu langweilen.

Nun möchte ich schnell noch vorausschicken, dass ich es aus Rücksicht auf die Einwohner bewusst vermeide, die kleine Stadt zu nennen, wo sich die folgende Geschichte zutrug. Auch habe ich die Namen der Akteure geändert und jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen kann nur einer Laune des Zufalls entspringen.

Hiermit eröffne ich Ihnen ein weiteres Geheimnis aus der Welt des Grauens in Form einer unglaublichen Episode und mache Sie mit einer bisher unerforschten Gattung der Vampire, dem Whiskyvampir, bekannt. Habe ich Ihre Neugier geweckt? So ziehen Sie geschwind einen unauffälligen dunklen Mantel über und begleiten Sie mich an den Ort des Schreckens.

»Die arme Mrs Morris!«, jammerte eine kleine, mollige Frau in Schwarz scheinheilig. »Noch so jung und schon den Mann verloren!« Einen Augenblick später fügte die Alte besserwiserisch hinzu: »Na ja! Bei dem Lebenswandel ist es kein Wunder. Jeden Tag war er betrunken, dieser Morris. Es musste so kommen über kurz oder lang.«

Mrs Hicks kannte sich da aus. Sie fehlte auf keiner Trauerfeier, so freilich auch heute nicht. Des Öfteren hatte sie Mrs Morris prophezeit, dass es mit ihrem Mann ein böses Ende nehmen werde, und nun war es geschehen. Auf leisen Sohlen hatte sich Freund Hein herangeschlichen und sich der Trinkerseele des Mr Morris bemächtigt. Damit bestätigte sich zum wiederholten Male eine Weissagung der fürs Tratschen und Kartenlegen berühmten Frau.

Selbst die hartnäckigsten Zweifler, die sich entschieden gegen alles wandten, was sie nicht begriffen oder aus Prinzip nicht begreifen wollten, mussten zugeben, dass Mrs Hicks sich äußerst selten irrte. Trotzdem schenkte man ihren Worten meistens wenig Beachtung - so wie dieses Mal, als sie beteuerte, ja zu schwören bereit war, dass der Tod für Mr Morris keineswegs das Ende sei, dass es noch schlimmer kommen werde, dass solch einer sündhaften Seele wie der des Mr Morris im Himmel kein Platz zustehe, dass solch eine Seele verdammt sei auf ewig. Es ist wohl verständlich, dass die Antwort darauf nur Gelächter war, soweit sich dies bei einer Beerdigung schickte. Die Witwe indes fand das gar nicht komisch. Sie war zutiefst gekränkt durch jene unpassende, ihren verblichenen Gatten verunglimpfende Äußerung und lud Mrs Hicks kurzerhand vom Leichenschmaus aus - sehr zur Freude der Trauergemeinde, die das Geschwätz der Alten einhellig verurteilte.

\* \* \*

Inzwischen waren viele Jahre vergangen, um nicht zu sagen, Jahrzehnte. Mrs Hicks und Mrs Morris waren längst verstorben; Mr Morris war ganz vergessen. Friedlich hatte er all die Zeit im Grab geruht - auf einmal rumorte es! Dann donnerte es lauter als Gewitter, denn das Klopfen eines Spatens drang bis in die Tiefe hinab und riss ihn aus dem ewigen Schlaf; wenig später wurde seine hölzerne Behausung erschüttert. Schließlich hievten zwei Totengräber den gut erhaltenen Sarg aus der Erde und stellten ihn am Wegrand ab. Kaum hatten sie sich entfernt, stemmte Morris mit aller Kraft seine dünnen, knochigen und mit einer ledrigen, bleichen Haut überzogenen Hände gegen den Sargdeckel und siehe da! Die verrosteten Nägel zerbrachen. Der Deckel öffnete sich. Welch ein Wunder - er war frei! Behände sprang er aus seinem Sarg, entschlüpfte durch die Büsche und rannte in völliger Verwirrung durch die einsamen, öden Straßen der kleinen Stadt.

Es war eine schöne, finstere Nacht. Schwarz war der Himmel bei Neumond. Unzählige silberne Sterne blinkten prächtig am Firmament. Die kalte, klare Luft roch frisch und würzig. Kräftig blies der Wind. Obwohl auch hier absolute Stille herrschte, schien doch alles voller Leben. Selbst die Häuser atmeten. Das Leben - Morris vermochte sich nur vage daran zu erinnern. Und am meisten erschauerte ihn, was zwischen seiner vormaligen menschlichen Existenz und der Gegenwart lag: der Tod.

So schritt er die Gassen entlang und sog die kühle Nachtluft ein, dass seine Nasenflügel bebten. Sein hagerer Körper wirkte ausgemergelt. Er war groß und mager, trug einen eleganten und recht altertümlichen schwarzen Anzug, dazu ein schneeweißes Hemd mit steifem Kragen und Krawatte. Sein dünnes schwarzes Haar war mit fettiger Pomade an den kantigen, länglichen Kopf geklebt. Die hohe Stirn, der aschfahle Teint, der blasse, eingefallene Mund, die kleinen, farblosen Augen, die markanten Wangenknochen und die spitze Nase verliehen ihm das Aussehen eines Raubvogels. Morris war noch sehr schwach auf den Beinen; deshalb ließ er sich auf der Vortreppe eines alten Hauses nieder. Als er so dasaß und nachdachte über das Wunder, das ihm widerfahren war, merkte er, dass irgendetwas mit ihm nicht stimmte, irgendetwas anders war als früher. All seine Glieder erstarrten. Er betrachtete seine Hände. Sie erschienen ihm schrecklich bleich und die blauen Adern traten hervor. Doch sie verbreiteten keine angenehm pulsierende Wärme, sondern nur Kälte. Nicht milchig rosa war seine Haut, sondern gelblich grau. In diesem Moment wurde ihm klar, dass ein Fluch auf ihm lag. Er war eine lebende Leiche, ein Untoter, ein Körper ohne Seele - ein Schreckgespenst!

Traurig erhob er sich und setzte seinen Weg fort. Er suchte seiner Verzweiflung durch Tränen Platz zu machen, aber er hatte keine Tränen mehr. Sein Schluchzen hörte sich an wie das Heulen eines Wolfes. Plötzlich biss er sich auf die Zunge, woraufhin sich unverhofft der altvertraute Geschmack von Whisky breit machte. Erschrocken und vor Schmerz halb von Sinnen, hielt er die Hand vor den Mund, in der Annahme, dass sich ein Strom von Blut ergießen müsse. Weit gefehlt! Whisky war es, was aus seinem Munde rann. Whisky war es also, was in seinen Adern floss.

Schlimmes ahnend, ließ Morris die Zunge über sein Gebiss gleiten. Der obere rechte Eckzahn hatte sich völlig verändert! Er hatte sich in einen langen, hohlen Saugzahn verwandelt, der spitz wie eine Nadel war. Vorsichtig betastete Morris ihn mit dem Zeigefinger. Tatsächlich war er fest im Kiefer verankert.

»Nein! Nein! Das kann doch alles nur ein böser Traum sein!«, wimmerte er leise. Er konnte es einfach nicht glauben, er musste es sehen. Gleich da vorn war eine Kneipe. Vielleicht gab es ja drinnen einen Spiegel. Angsterfüllt schleppte er sich zum Wirtshaus und trat ein. In gewohnter Manier steuerte er sofort auf den Schankwirt zu.

»Einen Whisky pur«, verlangte er.

Erst als er diesen schon halb ausgetrunken hatte, fiel Morris ein, dass er gar kein Geld dabei hatte. Heimlich gedachte er sich daher aus dem Staube zu machen, aber der Wirt hatte Routine im Umgang mit Zechprellern und hielt ihn ziemlich unsanft zurück.

»Bezahlen Sie den Whisky oder Sie verlassen das Lokal im Sarg!« Anscheinend hatte der Mann hinterm Tresen eine gehörige Portion schwarzen Humor.

»Ich verfüge nicht über Geld«, antwortete Morris, fast flüsternd.

»Und wovon leben Sie dann?«, fragte der Wirt halb spaßend, halb zornig, denn er dachte, der Gast nehme ihn auf den Arm.

»Ich bin kein gewöhnlicher Sterblicher«, entgegnete Morris gleichgültig.

»Der ist ganz schön angeheitert!«, murmelte der Kneipier kopfschüttelnd im Selbstgespräch, aber bereits versöhnlich gestimmt. »Was ist mit dem goldenen Ring da an Ihrer Hand?«, erkundigte sich der kleine, drahtige Mann mit dem feuerroten Haar und dem borstigen Schnauzbart. »Ich nehme ihn als Pfand. Wenn Sie Ihren Whisky bezahlt haben, bekommen Sie ihn zurück.«

Schweigend willigte Morris ein und zog den mit einem großen Achat verzierten Ring vom Finger.

Mit einem hinterhältigen Lächeln auf dem geizigen Gesicht warf der Wirt den unliebsamen Gast hinaus.

»Das war ein Reinform!«, fauchte Morris. Hier hatte er nicht gefunden, was er ursprünglich gesucht. So musste er es eben in der nächsten Kneipe noch einmal probieren.

Und er hatte Glück: Schon wenige Häuser weiter war ein anderer Pub, wo er richtig zu sein schien, denn bereits vom Eingang aus sah er einen riesigen Spiegel an der Wand blinken. Ohne jemanden wahrzunehmen oder einen Drink zu bestellen, lenkte er sofort seine Schritte dorthin.

Ein Blick genügte und Morris drohte hinzusinken, aber ein hilfsbereiter, wenn auch beschwipster Mann ging auf ihn zu und stützte ihn im letzten Moment. Der nichts ahnende Gast schaute auf das Spiegelbild, doch das zeigte nur ihn selbst! Vor Schreck zitternd, ließ er Morris los. Während dieser wie versteinert auf dem Fleck verharrte und in den Spiegel starrte, schwankte der höfliche Trunkenbold und fiel ohnmächtig zu Boden.

Nun entstand großer Tumult. Die Kameraden beugten sich über ihren bewusstlosen Freund, tätschelten ihm die Wangen, redeten oder vielmehr lallten auf ihn ein, hielten ihm Alkohol unter die Nase und hatten somit alle Hände voll zu tun. Morris nutzte den Wirrwarr und stürzte aus dem Lokal. Er rannte, stolperte davon. Total erschöpft blieb er im matten Lichtschein einer Straßenlaterne stehen - er warf keinen Schatten.

»Kein Blut«, raunte er voller Entsetzen, »kein Spiegelbild, kein Schatten! Ich bin ein Gespenst, ich bin ein - Vampir!«

Ihm schien sich alles im Kreis zu drehen. Diese grässliche Erkenntnis, die so endgültig war, nicht die geringste Hoffnung und keinen Ausweg ließ, die Vorstellung, für immer und ewig umherirren zu müssen - nicht lebendig und nicht tot -, das war einfach zu viel. Verzweifelt taumelte Morris von dannen.

Tiefe Stille. Kein Laut war vernehmbar. Warum nur hörte er seine Schritte nicht? Schwebte er etwa? Aber nein! Geisterschritte sind nun einmal geräuschlos. Oh, wie er bereute! Für all die Sünden, die sich zeit seines Lebens angehäuft hatten, musste er jetzt büßen, indem er als Vampir umging.

In diesem Moment fühlte Morris eine sonderbare Regung in der Magengegend. Sollte das Hunger sein? Oder Durst? Ja, es war eine Art Durst, doch nicht auf Blut, wie es bei den Vampiren sonst üblich ist, sondern auf Alkohol, dem er ja schon zu seinen Lebzeiten verfallen war. Whisky brauchte er, und zwar gleich, aber er hatte kein Geld, sich welchen zu kaufen. Da entsann er sich des hohlen Zahnes, der den Platz seines Augenzahns eingenommen hatte. Es war an der Zeit, ihn zu benutzen.

Während er so durch die Gassen schlenderte, stolperte in einiger Entfernung vor ihm ein Betrunkener aus einer Schenke. Unsicher torkelte der dürre Mann mit dem schäbigen braunen Mantel die Straße entlang. Kaum noch bei Sinnen, wankte der Kerl von einer Seite auf die andere, trottete unbeholfen hin und her, tastete sich an der Hausmauer vorwärts, tänzelte bald auf der Bordsteinkante.

Hier sah Morris seine Chance. Er schlich eine Weile, so unauffällig er es vermochte, dem Unbekannten hinterher. Als er seinem Opfer nahe genug war, ging er zum Angriff über. Mit einem Satz warf er sich auf den Unglücklichen, der gar nicht wusste, wie ihm geschah. Erst brachte Morris den krakeelenden Säufer mit einem brutalen Schlag auf den Hinterkopf zum Schweigen; dann beugte er sich über den bewusstlosen und daher wehrlosen Mann, der am Boden lag, legte seinen Hals frei und bohrte gierig den Saugzahn hinein. Durch den fürchterlichen Schmerz wieder zur Besinnung gekommen, schrie der Arme wie am Spieß. Darauf wurde jedoch keiner aufmerksam, denn Betrunkene schreien ja häufig ohne ersichtlichen Grund.

Als Morris seinen Durst gestillt und den Alkohol aus seines Opfers Adern gesogen hatte, ließ er den geschockten Schluckspecht auf der Straße liegen und lief eiligen Schrittes davon. Sein Weg führte ihn zurück zum Gottesacker, wo sein Sarg noch immer stand. Bald würde der Morgen grauen, dann brauchte er einen neuen Unterschlupf. Deshalb musste er die hölzerne Behausung wegschaffen, und zwar an einen einsamen, möglichst unzugänglichen Ort. Der Vampir verspürte nie da gewesene Kräfte in seinem Körper. Also packte er den Sarg, hob ihn hoch und schleppte ihn aus dem Friedhof hinaus bis zum Stadtrand. Dort suchte er nach einer sicheren Ruhestätte und wurde schließlich in einem abseits gelegenen, baufälligen Haus fündig.

\* \* \*

Unterdessen waren zwei Kumpane des Säufers herbeigekommen. Trotz ihrer Trunkenheit waren sie ziemlich bestürzt über den Zustand ihres Freundes, der wenige Minuten zuvor offenbar einem höchst seltsamen Verbrechen zum Opfer gefallen war. Mit nicht geringer Mühe halfen die Kameraden ihm auf und zu dritt schwankten sie letzten Endes nach Hause. Unser alter Bekannter war zwar noch etwas schwach auf den Beinen, aber dafür wieder nüchtern. Nur der bohrende Schmerz am Hals machte ihm zu schaffen.

Daheim angelangt, warf der Leidgeprüfte einen Blick in den Spiegel und entdeckte an seinem Hals ein Wundmal - ein kleines, tiefes Loch, aus dem allerdings kaum Blut austrat. Stattdessen entsprang dort ein dünnes Rinnsal von Alkohol! Dem Armen standen vor Entsetzen die Haare zu Berge, als er sich nun an den unheimlichen Vorfall erinnerte. Der Fremde hatte ihn überwältigt und in den Hals gebissen. Wer war das nur gewesen? Ein Vampir?!

Daraufhin erlitt der Trinker einen Nervenzusammenbruch, und es dauerte eine Weile, bis er völlig wiederhergestellt war. Dann zog er aus der schaurigen Begebenheit eine Lehre: Er wurde Antialkoholiker.

\* \* \*

Seither verbrachte Morris, der Whiskyvampir, die Tage brav im Sarg; in den Nächten aber lief er umher, stets auf der Suche nach einer geeigneten Whiskyquelle, denn Alkohol war sein Elixier. Er allein gab ihm die Kraft, seine verachtenswerte Existenz aufrechtzuerhalten.

Lange Zeit ging Morris im Viertel um, obgleich ihm angesichts des mangelnden Angebots von geeigneter Nahrung der Magen merklich knurrte. Daher blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Wirkungsfeld auszudehnen und auch die umliegenden Ortschaften unsicher zu machen. Das sprach sich natürlich bald herum, so dass sich in der Dunkelheit kaum

noch jemand aus dem Haus traute. Dass es sich bei den Opfern ausnahmslos um Betrunkene handelte, wurde vor allem von den Alkoholgegnern mit Belustigung und Schadenfreude aufgenommen. Die Kneipen und Bars wurden von Nacht zu Nacht leerer und an manchen Tagen blieben die Gäste sogar ganz aus. So verwandelte sich die gemütliche kleine Stadt nach und nach in ein Nest verschworener Abstinenzler.

\* \* \*

Eines Tages plötzlich - es kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel - peinigte Morris ein bohrender Zahnschmerz. Dieser plagte ihn wieder und wieder, Nacht für Nacht, Woche für Woche. Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Er suchte einen Zahnarzt auf und war so frei, den guten Mann um Mitternacht aus dem Bett zu klingeln.

»Wer ist denn da?«, rief der junge Doktor Lawson verschlafen zum Fenster hinaus.

»Ein Sonderfall«, antwortete der Vampir.

»Gedulden Sie sich ein wenig!«, vertröstete der Arzt den nächtlichen Patienten. »Ich komme sofort hinunter.«

Einige Minuten später ließ der Dentist den »Sonderfall« ein, der von den vorangegangenen Qualen gezeichnet war. Bestimmt wies er Morris in den Behandlungsraum, der sich im Erdgeschoss des Hauses befand.

»Nehmen Sie schon mal Platz!«, befahl der Doktor. »Wo tut's denn weh?«

Vorsichtig tippte der Vampir mit dem knochigen Zeigefinger an den kranken Zahn.

»Aha!«, murmelte Lawson. »Das haben wir gleich. Machen Sie es sich doch bequem! Ich bereite inzwischen eine Betäubungsinjektion vor.«

»Eine Spritze?«, erschrak Morris. »Ich - wissen Sie, Doktor - ich vertrage keine Spritzen.«

»Aber ohne ...!«, widersprach der Arzt kopfschüttelnd und strich sich mit den Fingern durchs strohblonde Haar. »Das wird sehr wehtun«, meinte er stirnrunzelnd.

»Haben Sie vielleicht Whisky?«, erkundigte sich Morris listig. »Der hilft.«

»Moment!«, bat Lawson, der Dentist. Flink verschwand er in den Keller, holte eine Flasche Whisky herauf und bot sie seinem hochofrenen Patienten an.

Der Schluss ist schnell erzählt. Morris betäubte sich mit Alkohol und Lawson ging ans Werk. Behutsam und äußerst geschickt zog er den kariösen Zahn.

»Nanu!«, wunderte sich der Doktor. »Was ist denn das für ein unnatürlich großes Ding?« Und mit einem Ruck riss er Morris den Saugzahn aus.

In diesem Augenblick ging mit dem Vampir eine gräuliche Verwandlung vor. Binnen Sekunden wurde seine Haut schlaff und ledrig, eine knittrige Hülle, die Pergamentpapier ähnelte. Morris' Knochen zerbarsten, als wären sie aus morschem Holz. Sein Fleisch trocknete wie im Zeitraffer aus und verdorrte. Der ganze Körper zerfiel schließlich in seine Bestandteile. - Alles, was vom Whiskyvampir blieb, war ein unbedeutendes, graues, qualmendes Häufchen Asche, das sich in Staub auflöste.

# Spieglein, Spieglein an der Wand

Die alte Erbtante mit ihren kostbaren Juwelen in verzierten Schmuckkästchen, gepuderten Perücken und prächtigen Ballkleidern aus längst vergangenen Zeiten ist wohl sprichwörtlich. Ach, was gibt es nicht alles bei ihr zu holen, wenn sie nach langem Dahinsiechen endlich gestorben und begraben ist!

Anfangs hält man sich natürlich geschickt zurück, läuft mit düsterer Miene umher, nimmt huldvoll Beileidsbezeugungen entgegen und trägt schwarze Gewänder. Ist die Zeit der Trauer dann jedoch abgelaufen und die gute alte Tante schon halb zerfallen in ihrem hölzernen Sarg, legt man jene Kleider ab und stattet sich mit festen, dunklen Koffern aus, um rechtschaffen und bescheiden zu wirken. Diese Koffer stopft man schließlich mit den wertvollen Sachen der toten Tante voll und überlässt den nutzlosen Krimskrams den armen, aber ehrlichen Verwandten, die sich damit begnügen müssen, die Wohnung der Verstorbenen auszuräumen, die Möbel abzutransportieren und den Haushalt aufzulösen. Wenn sie gründlich sind, ergattern sie dabei bestimmt noch eine silberne Haarnadel oder eine Hutschachtel aus dem Jahre 1928.

Sollten Sie, meine hochverehrten Leser, nun meinen, dass ich Ihnen heute eine Geschichte über Erbschleicher erzähle, so irren Sie sich. Wir wenden uns stattdessen der achtbaren Familie Webster zu, die zu ihrem Leidwesen bloß zusammenpacken darf, was die gierigen Verwandten übrig gelassen haben.

Percy Webster war klein, mager und bieder. Auf seinem Kopf kräuselte sich dünnes blondes Haar. Sein Gesicht war blass und ein wenig spitz. Die klaren blauen Augen blickten treu und zuverlässig. Die gerade Nase, der flache Mund und das kantige Kinn wiesen auf Charakterstärke und Gewissenhaftigkeit hin. Ein Mann wie Webster konnte nur einen Beruf ausüben: Er war ein unbedeutender Buchhalter in einem unbedeutenden Unternehmen.

Mrs Helen Webster, seine Gattin, war eine drahtige Frau mit rotbraunem Zopf, gebogener Nase und stechenden dunklen Augen. Trotz ihres unangenehmen Äußeren war sie aber herzensgut, wenn auch etwas streng - und sie hatte das Steuer fest in der Hand.

»Percy!«, rief sie energisch. »Fass mal mit an!« Soeben schob sie ein altes Nachtschränkchen durch den Flur.

»Mum, Mum! Daddy, Daddy!«, schmetterte die achtjährige Maggie im Korridor. Sie war bereits das Ebenbild ihrer Mutter. »Der Kasten mit den krummen Beinen, der ist so spaßig. Ihr werft den nicht weg, ja? Den will ich, bitte, bitte!«, forderte sie vorwitzig.

»Ja, mein Engel, den kriegst du«, versprach Daddy.

»Der alte Nachttisch ist doch vom Holzwurm befallen!«, schüttelte die Mutter abweisend den Kopf. »Der kommt mir nicht ins Haus. Der ist Sperrmüll«, lehnte sie die Bitte ihrer Tochter ab.

Traurig senkte Maggie das Haupt. Ihre Mutter duldet kein Widerwort, das wusste sie. »Der schöne Kasten mit den krummen Beinen!«, flüsterte sie nur.

»Wenn wir Tante Mollys Schlafzimmer ausgeräumt haben«, ordnete Mrs Webster an, »dann entrümpeln wir als Nächstes den Dachboden.«

»Ja, Helen«, nickte Percy.

Dank ihrer Tatkraft standen zwei Stunden später im Schlafgemach bloß noch die Wände.

»Nun ist der Speicher dran«, legte Helen fest, und schnell sprintete sie die Wendeltreppe hinauf. »Ich dachte immer, deine Tante sei reich«, meinte sie beiläufig.

»Das dachte ich auch. Sie muss wohl viel veräußert haben.«

»Nein, Percy. Da hätte sie mehr Geld auf ihrem Konto gehabt. Ich glaube eher, dein Cousin Edward ist uns zuvorgekommen. Und redlich teilen konnte der ja nie.«

»Das ist doch egal, Helen! Tante Molly ist tot und das ist schon schlimm genug.«

»Eben! Und da hat Edward, dieser Gauner, nichts Besseres zu tun, als sofort ihren ganzen Krempel zu durchstöbern und sich die teuersten Stücke unter den Nagel zu reißen!«

Während sie unablässig arbeiteten und Edward einmütig zum Erbschleicher abstempelten, entdeckten sie hinter einem klapprigen Kleiderschrank einen Gegenstand, der mit einem verstaubten grünen Tuch verhängt war.

»Nanu!«, entfuhr es Helen. »Was ist denn das?«, fragte sie neugierig, wobei sie vorsichtig den Stoff beiseiteschob. Da kam ein blitzender goldener Rahmen zum Vorschein.

»O Gott!«, rief Percy entsetzt und wurde totenbleich vor Schreck. »Lass das!«, schrie er, stürzte auf Helen zu, riss ihr das Tuch aus der Hand und zog es behutsam wieder über den Rahmen.

»Was hast du bloß? Was ist das? Warum darf ich es nicht sehen?«, überschüttete Helen ihren Mann mit Fragen.

»Das ist ein Spiegel, aber kein gewöhnlicher. Man sagt, dass ein Fluch auf ihm liegt. Man darf nicht hineinschauen. Das darfst du niemals tun - versprich es mir!«

In einer anderen Situation hätte Helen ihren Mann ausgelacht. Sie spürte jedoch, dass dies hier kein Spaß war. Die Atmosphäre auf dem düsteren Dachboden war zu unheimlich. Durch die kleinen, schrägen Fenster drang nur mattes Licht. Dunkel, fast bedrohlich muteten die alten, wurmstichigen Kommoden an, die an den Wänden standen, welche rissig und feucht waren und zu atmen schienen. Spinnweben hingen von der Decke herab und im porösen Mauerwerk hörte man Mäuse nagen und trappeln.

»Aber Percy!«, wunderte sich Helen und sie sah ihren Mann entgeistert an. »Seit wann bist du abergläubisch? Du weißt so gut wie ich, dass es keine Flüche gibt.«

»Es ist kein leeres Geschwätz, was meine Ahnen über jenes unheilvolle Familienerbstück erzählten.«

»So? Was erzählten sie denn?«, spottete Helen.

»Mit dem Spiegel hat es eine grauenvolle Bewandnis. Dafür muss ich weit ausholen. Ich berichte dir ein andermal darüber.«

»Ich glaube, du weichst meiner Frage aus«, erwiderte Helen verärgert. »Ich möchte es jetzt wissen, Percy, sonst garantiere ich für nichts.«

»Mach bitte keine Dummheiten! Jedes Experiment kann tödlich enden!«

»Dann sag mir, was ich fürchten muss!«

»Na gut! Setz dich auf die Kiste dort und hör zu!«

Helen nahm Platz und blickte erwartungsvoll.

»Du musst wissen, die Websters haben eine wenig glorreiche Geschichte«, hob Percy an. »Sie scheuten kein Mittel, um zu Wohlstand zu kommen, und verkehrten mit zwielichtigen Personen. Dieser unselige, grässliche Wandspiegel wurde im 19. Jahrhundert von einem Meister der schwarzen Magie angefertigt, der sich mit meiner Familie überworfen hatte und sich rächen wollte. Bevor er den Spiegel anonym den Websters schickte, hatte er ihn mit einem Fluch belegt. Als das ›Geschenk‹ dann im Beisein von Gästen enthüllt wurde, starrten alle wie gebannt auf das blitzend klare Glas. Die alte Mrs Webster trat immer näher an den Spiegel heran. Sie schien fasziniert und verblüfft zugleich. Da ertönte plötzlich ein gellender Schrei und sie war weg. Einige der Anwesenden behaupteten, sie hätten ihr Abbild für kurze Zeit auf dem blinkenden Glas bemerkt und sie sei von Sekunde zu Sekunde kleiner und blässer geworden, bis man nichts mehr von ihr gesehen habe. Übereinstimmend bezeugten dies fünf Damen, Mrs Websters Butler und ein weiterer Herr. Man schenkte ihren Worten letztendlich jedoch keine Beachtung, weil sie fortan allesamt geistig umnachtet waren. Mehr Bedeutung maß man den Berichten derjenigen bei, die etwas außerhalb gestanden hatten. Diese konnten aber leider nichts Nennenswertes vermelden. Sie gaben nur an, nach Mrs Websters Verschwinden sei der Spiegel blind gewesen. Unverzüglich wurde er damals mit demselben grünen Samttuch verhüllt, das ihn noch heute bedeckt. Niemand hat es je wieder gewagt, ihn zu berühren oder gar zu betrachten.«

»Der schreckliche Vorfall ereignete sich also in diesem Haus?«, erkundigte sich Helen.

»Ja, Liebling, es war in diesem Haus.«

»Warum hat man den Spiegel nicht zertrümmert?«

»Jeder fürchtete ihn und ängstigte sich vor seiner Macht. Die scheußliche Geschichte verbreitete sich zudem wie ein Lauffeuer. Keiner erklärte sich bereit, den Spiegel zu zerstören.«

»Und wer hat ihn hierherauf gebracht?«

»Diener, vermute ich.«

»O Percy, das ist einfach abwegig! Ich kann es gar nicht glauben. Hat man denn nie mehr von der alten Mrs Webster gehört?«

»Sie tauchte nie wieder auf.«

»Aber kann es nicht auch einen anderen Grund für ihr rätselhaftes Verschwinden geben?«

»Sicher könnte es auf einem physikalischen Vorgang beruhen, den niemand zu erklären vermag«, räumte Percy ein. »Man muss jedoch bedenken, dass sie sich gewissermaßen direkt vor aller Augen verflüchtigte.«

»Ich verstehe das nicht«, raunte Helen und verschränkte die Arme, weil sie plötzlich fröstelte. »Ich habe ein ungutes Gefühl.«

»Es kann ja nichts passieren. Wir kennen schließlich die Gefahr. Wir lassen den Spiegel da, wo er ist - an der Wand«,

tröstete Percy seine Frau und drückte sie sanft an sich.

»Etwas Grauens wird geschehen!«, hauchte Helen beklommen. »Ich spüre das.«

»Ach was!«, wehrte Percy ihre Befürchtung ab. »Lass uns weitermachen! Je eher wir die Sache hinter uns bringen, desto besser.«

So stürzten sich die beiden in die Arbeit, stapelten verstaubte Kisten aufeinander, räumten alte Kommoden aus, rollten abgetretene Teppiche zusammen, nahmen gelblich verfärbte Gardinen ab, schleppten beschädigte Lampen, mit Rissen übersätes Porzellangeschirr, wertlose Bilder und Nippsachen, vergilbte Fotografien und unechten Schmuck durch die Wohnung, packten alles zusammen und trugen die sperrigen Möbel, soweit ihre Kräfte es zuließen, die Treppen hinunter. Die etwas größeren Schränke hackte Percy mit einer Axt klein. Dann transportierten sie die Latten und Bretter durch das Haus. - Den Spiegel hatten sie im Eifer beinahe vergessen.

Tochter Maggie indes langweilte sich sehr, denn in der leeren Wohnung gab es nichts mehr, womit sie sich beschäftigen konnte. Außerdem ärgerte sie sich noch immer darüber, dass sie das Nachtschränkchen nicht hatte behalten dürfen. Jetzt wollte sie ihren Eltern zur Strafe einen Streich spielen.

Vater und Mutter hatten ihr verboten, auf den Dachboden zu gehen. Sie befürchteten wohl, sie könne sich dort verletzen. Gerade waren die beiden auf dem Weg nach unten - eine günstige Gelegenheit für Maggie, vorsichtig die knarrenden Stufen nach oben zu schleichen. Doch als sie auf dem Speicher ankam, hatten ihre Eltern auch hier schon alles ausgeräumt. Nur da drüben an der Wand lehnte noch etwas. So ging sie schnurstracks darauf zu und lüftete ein verstaubtes olivgrünes Samttuch.

Durch das kleine Dachfenster gegenüber fiel Licht auf den Spiegel. Maggie sah sich klar und deutlich. Sie wirkte fast hübscher als sonst. Freudig breitete sie die Arme aus und drehte sich mit ihrem hellblauen Röckchen wie ein Kreisel. Auf einmal hielt sie inne. Im Spiegel schien es, als befände sie sich in der Mitte des Raumes. Dabei stand sie bloß drei Schritt von ihm entfernt! Irgendetwas stimmte hier nicht. Weshalb war sie denn so winzig?

»Komisch!«, raunte sie. »Das sieht sonderbar aus.«

Nun, da ihre Neugier geweckt, war sie fest entschlossen, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Sie lief rückwärts und richtete ihr Augenmerk währenddessen auf ihr Spiegelbild, das sich den Gesetzen der Physik zum Hohne vergrößerte. Ein seltsamer Zauber fesselte Maggie. Also ging sie drei Schritte vorwärts, wobei ihr Spiegelbild in den Hintergrund rückte. Sie setzte zwei weitere Schritte nach vorn, um das Experiment zu bestätigen. Plötzlich spürte sie einen warmen Sog. Ihr Abbild trat immer tiefer in den gespiegelten Raum, beinahe bis an die gegenüberliegende Wand. Diese Täuschung machte Maggie glauben, dass sie sich bewege, obwohl sie sich gar nicht von der Stelle rührte, und weil sie durch die Hitze des Sogs vollends die Orientierung verloren hatte, tat sie noch einen Schritt vorwärts. Da prallte sie gegen eine heiße Wand - das Spiegelglas! Es brannte wie Feuer auf ihrer Haut und drohte den Saft aus ihren Adern zu verdampfen. Der Schmerz brachte sie wieder zur Besinnung. Sie schrie wie am Spieß, woraufhin ihre Eltern herbeieilten, vor Schreck das Werkzeug fallen ließen und ebenso schrien, als sie des ekelhaften Vorgangs gewahr wurden.

Der Spiegel sog Maggie ein und ein fettiger, stinkender Dunst erfüllte den Raum. Die Eltern verloren fast den Verstand, als sie das Abbild ihrer Tochter im Spiegel bemerkten. Es schrumpfte und verblasste, bis nichts mehr davon zu sehen war. Helen und Percy blickten voller Entsetzen auf das teuflische Ding, doch das Glas war blind.

»Du verfluchte Ausgeburt der Hölle!«, wütete Percy, bückte sich nach seiner Axt, die unten auf dem Boden lag, erfasste sie und spaltete den Spiegel, schlug ihn entzwei.

Zwischen zersplittertem Glas und den zerbrochenen goldenen Figürchen, die den Rahmen geziert hatten, kamen verkohltes Fleisch, hellblaue Stofffetzen, rotbraunes Haar und blutige Knochen zum Vorschein sowie die säuberlich ausgelaugten grauen Gebeine der alten Mrs Webster und Bruchstücke ihres Totenschädels.

# Die Sterne lügen nicht

Glauben Sie an Astrologie? Glauben Sie, dass die Sterne, obwohl sie Lichtjahre weit entfernt sind, unser Schicksal beeinflussen? Ich für meinen Teil, das schicke ich voraus, tue es nicht. Doch wer kümmert sich schon darum, was Wahrheit und was Scharlatanerie ist! Viele halten die Astrologie für eine ernsthafte Wissenschaft, glaubwürdig und rechtschaffen, und in jeder gut gestalteten Boulevardzeitung findet sich inzwischen ein Ratgeber fürs Leben in Form eines Tageshoroskops. Da weiß man bereits vorher, wann einem die Liebe lacht, wann es sich lohnt, nett zum Chef zu sein, weil eine Beförderung ins Haus steht, wann man sich warm anziehen muss, weil man Gefahr läuft, sich einen Schnupfen zu holen, wann man Lotto spielen sollte, weil man gerade eine Glückssträhne hat, wann man im Straßenverkehr Obacht geben muss und wann es am besten ist, gleich im Bett zu bleiben, weil der Tag ohnehin bloß Unannehmlichkeiten bringt.

Ein jeder möchte gern das ihm vorbestimmte Los erforschen und in die Zukunft blicken. Man befragt die Kristallkugel oder die Sterne. Einige ziehen auch das Pendel zu Rate. Der eine liest in der Bibel, der andere in den Karten, der Dritte sogar in den Handlinien.

Schlimm wird es allerdings, wenn jemand zwischen zwei Weltanschauungen hin- und hergerissen ist - wie Mr Edgar Spring, der sich nicht entscheiden konnte zwischen dem Wort Gottes, besser gesagt, dem des ortsansässigen Pfarrers, und den Prophezeiungen selbst ernannter Sterndeuter.

»Vergib mir, Vater, denn ich habe gesündigt«, begann Edgar demütig, denn Pastor Raven machte ihm Angst. Seine Stimme zitterte so, als stünde er bereits vorm Jüngsten Gericht. Nun war es wieder an der Zeit, die Beichte abzulegen und zu bekennen, was er Sündhaftes gedacht, gesprochen und getan.

»Ich habe in der vergangenen Woche keine Zigarette geraucht, keinen Alkohol angerührt und nicht gelogen, bin meiner Frau treu gewesen und habe jeden Abend zu Gott gebetet«, sagte Edgar mit einem gewissen Stolz auf seine Tugendhaftigkeit.

Edgar Spring, ein junger Mann von dreiunddreißig Jahren, arbeitete tagsüber bei einer Bank; abends ging er seiner Frau Wendy im Haushalt zur Hand. Eigentlich war er das Ideal eines Ehemanns und dazu auch noch recht attraktiv. Er war mittelgroß und gertenschlank, hatte dichtes, dunkles Haar, eine Denkerstirn und sympathische graue Augen. Trotz seiner offenkundigen Bescheidenheit wirkte er äußerst intelligent und humorvoll.

Bevor er Wendy kennengelernt hatte, war er jedoch ein nichtsnutziger, anmaßender Schürzenjäger gewesen und hatte stets eine Lüge auf den Lippen und eine Zigarette im Mundwinkel gehabt. Wendy hatte aber seinen guten Charakter erkannt und den ungläubigen Sünder in die Obhut des katholischen Pfarrers Raven gegeben. Dieser trieb ihm seither ein Laster nach dem anderen aus.

Nur eine schwache Seite hatte Edgar noch: Wenn er in einer Illustrierten ein Horoskop erblickte, konnte er nicht umhin, es zu lesen. Er versuchte davon abzulassen, doch er war nicht dazu imstande, und wenn er es sich so recht überlegte, fehlte ihm wohl auch der nötige Wille. Hatte er ja sonst nichts mehr vom Leben! Er vermisste die Abwechslung, was Frauen anbetraf - Wendy war auf die Dauer schon etwas eintönig -, und er sehnte sich nach einer edlen Zigarette, die sich in elegante blaue Rauchwölkchen auflöste, und einem scharfen Whisky mit wenig Geschmack, aber starker Wirkung. Da er nun brav Verzicht übte und kreatives Lügen nicht länger gefragt war, wollte er sich zumindest den Glauben an die Astrologie nicht nehmen lassen.

Doch Wendy, alles in allem eine blasse Erscheinung und Katholikin aus Passion, klagte bei Pastor Raven, der für seine Schäfchen stets ein offenes Ohr hatte, über die Lasterhaftigkeit und Verderbtheit ihres Mannes. Deshalb hatte der Geistliche stets ein wachsames Auge auf Edgar.

»Das ist ja sehr erfreulich, mein Sohn. Sicherlich hast du aber auch Sünden begangen. Hier ist der Ort und jetzt ist die Stunde, deine Verfehlungen vor dem Herrn zu bekennen«, forderte Raven Edgar auf, endlich zur Sache zu kommen. Der Pastor war ziemlich ungehalten über so viel Eigenlob.

»Ich habe nichts Unrechtes getan, außer dass ich manchmal zu selbstgefällig bin. Vorigen Montag habe ich meine Frau gescholten, weil das Essen angebrannt war. Am Dienstag konnte ich nur mit Mühe widerstehen, als mir ein Kollege zweideutige Filme anbot. Gestern habe ich es versäumt, zu beten. Ich hatte mir einen Thriller angesehen - der kam erst spät in der Nacht -, und dann war ich so müde, dass ich es vergessen habe.«

»Sehr gut. So ist es gut«, murmelte Raven zufrieden. »Einsicht ist der erste Weg zur Besserung.«

Nach einer sich schier endlos in die Länge ziehenden Minute eisigen Schweigens fragte der Pfarrer: »Was hältst du denn von der Astrologie, mein Sohn?«

Edgar fühlte sich ertappt. Er konnte zwar nicht viel von Raven sehen; ein mahrender Unterton in seiner Stimme war aber nicht zu überhören.

»Es ist wahr, ich konnte nicht anders als jeden Tag das Horoskop lesen. Ich habe eine große Sünde begangen.«

»Du glaubst doch nicht daran, dass die Sterne unser Schicksal bestimmen? Das tut der Herr allein, wie du weißt.«

»Ich glaube an Gott, den Allmächtigen, und nicht an die Macht der Sterne.«

»Und warum liest du dann das Horoskop?«, höhnte der Pastor mit schneidender Stimme.

»Ich weiß nicht so recht. Es ist eher eine dumme Angewohnheit.«

»Die solltest du schleunigst ablegen und der Astrologie schnellstens abschwören, mein Sohn.«

»Ja, das werde ich tun. Ich bereue all meine Sünden«, beteuerte Edgar unterwürfig. Doch er wusste, dass er nicht davon lassen konnte, und der Priester wusste das auch.

Schließlich erteilte Raven ihm die Absolution.

\* \* \*

Pastor Raven war ein stattlicher Mann mit dichtem schwarzem Haar und misstrauisch blickenden grauen Augen. Seine dürre Nase schien etwas krumm. Seine Stirn war leicht gewölbt und von tiefen Falten zerfurcht. Das rührte wohl daher, dass er sehr viel grübelte, obgleich nichts Wesentliches dabei herauskam. Raven hatte ein sicheres Auftreten und einen festen Schritt. Seine Stimme klang hell und klar, zuweilen jedoch ein wenig streng, mitunter geradezu bedrohlich. Der Geistliche dachte in letzter Zeit des Öfteren über Edgar Spring, den armen Sünder, nach. Wie es den Pfarrern eigen ist, spielte er die Angelegenheit künstlich hoch, machte sozusagen aus einer Mücke einen Elefanten, steigerte sich in diesen Fall hinein, ja verzweifelte fast daran. Was tat er nicht alles, um den Abtrünnigen auf den rechten Weg zurückzubringen! Wie oft erläuterte er ihm, dass die Astrologie jeder vernünftigen Grundlage entbehre, eine Wissenschaft des Satans sei und nur *einen* Sinn habe, nämlich die Seele zu vergiften! Doch es war immer vergebens. Edgar gelobte zwar stets Besserung, vergaß aber seine guten Vorsätze auch schon, sobald er die Freitreppe vorm Kirchenportal hinabstieg. So viel Ungehorsam konnte ein pflichtbewusster Priester wie Raven einfach nicht länger dulden. Er hatte alles, wirklich alles versucht, die bedauernswerte Seele des Mr Spring vor dem Fegefeuer zu retten - ohne Erfolg. Edgar entfernte sich offenbar zusehends von Gott. Selten besuchte er die Messe und zur Beichte ging er nur widerstrebend. Dass er überhaupt noch kam, war wohl bloß seiner guten Frau zu verdanken. Raven erkannte scharfsinnig, dass die Sterne mehr und mehr von Edgar Besitz ergriffen. Wenn er, der Verantwortung trug für das schwarze Schaf, nicht bald etwas unternehmen würde, wäre Edgars Seele verloren. So sann er nun darüber nach, wie er Spring auf die Probe stellen konnte, und schließlich hatte er eine Idee.

\* \* \*

Sofort begann der eifrige Pastor, seinen Geistesblitz in die Tat umzusetzen. Hinterhältig erkundigte er sich deshalb bei Wendy Spring nach den Magazinen, in denen Edgar gewöhnlich das Horoskop nachschlug, als sich die Leidgeprüfte bei ihm - wie so oft - über das sündige Verhalten ihres ungläubigen Ehemannes beklagte.

»Er bezieht die Zeitschrift C.\*«, gab Wendy bereitwillig Auskunft, nicht ahnend, was der Pfarrer im Schilde führte.

»Dass er nur die C. kauft, beweist, wie schlimm es um ihn steht«, schlussfolgerte daraus sichtlich erschrocken der Priester. »Es ist ein schlechtes Zeichen. Würde er mehrere Horoskope aus verschiedenen Zeitungen miteinander vergleichen, könnten wir davon ausgehen, dass er wenigstens misstrauisch ist. Die Tatsache aber, dass er sich mit einer einzigen Sterndeutung begnügt, macht mir klar, dass er nicht den geringsten Zweifel hegt. Ich fürchte, er ist besessen von der Astrologie und verloren für das Paradies.«

»Was kann ich bloß für ihn tun, Herr Pfarrer?«, fragte Wendy mit unsagbarer Trauer in der Stimme und einem trostlosen Ausdruck in dem spitzen, blassen Gesicht, wobei ihre halblangen, aschblonden Haare noch schlaffer und kraftloser herabhangen als sonst.

»Gar nichts kannst du tun, meine Tochter - nur beten!« Ravens Gebärden wirkten, als trage er Spring schon zu Grabe, und vor seinem geistigen Auge sah er, wie ein Vasall des Teufels den aufgespießten Edgar gemächlich über einem großen Holzfeuer röstete, während der Satan selbst, eine Serviette aus Menschenhaut um den Hals, bereits mit Messer

und Gabel fuchtelte und schrie: »Wann ist mein Abendessen endlich gar?«, woraufhin er dreimal wütend mit dem Pferdefuß auf den Mosaikboden aus glühenden Kohlen stampfte.

\* \* \*

Der zweite Schritt war schnell getan. Von nun an kaufte sich der Pastor jeden Tag am Kiosk die C.

»Seit wann interessiert sich denn ein Mann Gottes für so eine weltliche Zeitschrift?« Der Händler war überrascht. »Na ja, warum sollen Sie sich nicht auch mal was gönnen!«

Der Zeitungsverkäufer lachte hämisch und entblößte seine großen weißen Zähne. Er nahm den Geistlichen gern auf den Arm, denn er mochte den Fanatiker nicht leiden. Der Pastor verachtete den Anderen sogar, galt dieser doch von jeher als unverbesserlicher Heide.

»Meine Haushälterin liest die C., nicht ich«, log der Priester, obwohl er stets Ehrlichkeit predigte. Weil er es heute mal mit der Wahrheit nicht so genau nehmen konnte, bekreuzigte er sich sogleich. Es diente schließlich einem guten Zweck. Als Raven sich im Pfarrhaus an seinen Schreibtisch setzte, sofort die C. aufschlug und nach dem Horoskop Ausschau hielt, staunte selbst seine emsige Haushälterin Mrs Cryder: »Aber Herr Pfarrer, Sie lesen solch ein Boulevardblatt? Und noch dazu das Horoskop!«

»Nur zu Studienzwecken, Mrs Cryder. Ich muss mich ja erst einmal informieren, bevor ich die Opfer dieser Teufelei retten und zum rechten Glauben bekehren kann.«

»Ach so!«, meinte Mrs Cryder und entfernte sich, Staub wischend.

Raven durchforstete indessen sorgfältig das Horoskop. Er wusste, dass Edgar am 15.10.1957 geboren worden war. Nun musste er sehen, zu welchem Sternzeichen Spring gehörte. - Aha! Waage. Da stand:

*Hüten Sie sich vor Geldgeschäften und vorm Glücksspiel!  
Sie haben heute Pech. - Gegen Abend treffen Sie einen  
alten Bekannten. - Geben Sie Acht bei der Erledigung  
besonderer Aufgaben im Job!*

Na, das war eine ziemlich magere Ausbeute! Natürlich hätte er als »alter Bekannter« in Erscheinung treten können, doch wollte er Spring ja nicht in seinem sündhaften Irrglauben bestärken. Langmut hatte er bereits genug geübt. Jetzt durfte er Edgar bloß eine letzte Chance geben. Das heutige Horoskop taugte nicht für ein solches Unterfangen. Also hieß es sich weiter gedulden.

\* \* \*

Es vergingen einige Wochen, ohne dass sich eine Gelegenheit bot, Spring zu testen. Zu guter Letzt aber hatten sich das Warten und die Mühe des Pfarrers gelohnt, denn eines schönen Morgens mitten im goldenen Herbst, als der Wind die bunten Blätter auf den Wegen tanzen ließ, erschien folgendes Tageshoroskop für Waagen in der Zeitschrift C.:

*Heute ist Ihr absoluter Glückstag. Eine Beförderung  
steht bevor und ein Ehestreit wird beigelegt. - Alle  
Oktober-Waagen [Edgar gehörte zu selbigen]  
haben Grund zur Freude: Ein unbekannter Wohltäter  
führt Sie vielleicht zu einem Schatz.*

Das war es! Nun war die Zeit gekommen, Edgar zu prüfen. Pastor Raven kämpfte heftig gegen die innere Unruhe an, durfte ja von seinem Vorhaben niemand etwas merken. Ungeduldig zählte er die Stunden. Als es endlich zu dämmern begann, setzte er einen großen schwarzen Hut auf und rückte ihn tief in die Stirn, zog seinen schwarzen Mantel an, schlug den Kragen hoch und machte sich frohgemut auf den Weg zu Edgar. Lange Zeit wanderte der Geistliche umher. Letzte Zweifel plagten ihn. Dann war er sich seiner Sache völlig sicher und steuerte schnurstracks auf Springs Haus zu. Edgar hatte unterdessen einen ähnlich nervenaufreibenden Tag hinter sich. Natürlich hatte er beim Lesen des Horoskops die Chance seines Lebens gewittert. Die Beförderung war zwar ausgeblieben und der ewige Streit mit Wendy nahm ein immer schlimmeres Ausmaß an, statt sich in Wohlgefallen aufzulösen; wenn aber die Sache mit dem Schatz zutreffen

sollte, wäre er ein gemachter Mann. Er würde die lästige Wendy sitzen lassen und wegziehen. Die Kleinstadt war ihm ohnehin zuwider. Er hatte all die Leute und besonders den fanatischen Priester wirklich satt. Seine ganze Hoffnung knüpfte er nun an diese Prophezeiung. Wie oft hatten die Sterne ihn schon an der Nase herumgeführt! Wenn es nur dieses eine Mal in Erfüllung ginge! Während er so nachsann - die Uhr schlug eben Mitternacht -, glaubte er draußen Schritte zu hören.

Wohlweislich Wendy nichts verratend, sagte er: »Ich gehe noch mal raus, ein bisschen frische Luft schnappen.«

»Bei diesem Nebel?«, wunderte sie sich. »Ich denke, du hasst solches Wetter!«

Edgar ließ sie einfach reden und stricken. Er flitzte hinaus auf die Straße, wo ihn bereits der »unbekannte Wohltäter« erwartete.

»Folge mir!«, murmelte der verkleidete Pastor mit verstellter Stimme.

»Zeigen Sie mir meinen Schatz?«, sprudelte der gefoppte Edgar hervor.

»Das werde ich tun.«

»Wurden Sie von den Sternen berufen?«

»Ich bin gesandt, komme sozusagen von dort.« Dabei deutete Raven mit dem Zeigefinger gen Himmel.

»O Gott!«, rief Edgar begeistert. »Dann sind Sie ja ein Außerirdischer!« Er währte sich schon am Ziel seiner Wünsche.

Der vermeintlich außerirdische und doch allzu irdische Besucher eilte geschwind durch die engen Gässchen, in denen der weiße Nebel in jedem Winkel saß und alles vereinnahmt hatte. Spring war der schemenhaften Gestalt dicht auf den Fersen, aber von Minute zu Minute schwanden seine Kräfte. Der in Schwarz gehüllte Bote der Sterne schien meterlange Schritte zu tun und laut hallte ihr Echo durch die Stille der Nacht. Edgar trippelte seinem »Wohltäter« schweißgebadet hinterher.

»Ist es noch weit?«, fragte er.

»Gleich sind wir da!«, entgegnete die helle Stimme.

Alles war so unheimlich und gar nicht typisch für eine Schatzsuche. Wo in diesen Häuserschluchten sollte eine reiche Beute auf Edgar warten? Auch die Stimme meinte er zu kennen, jedoch woher? Plötzlich war der Fremde nicht mehr zu sehen.

»Hier bin ich!«, lockte er.

Edgar bog um die Ecke. Der Nebel machte ihm merklich zu schaffen; das Atmen fiel ihm schwer. Bald war der dunkle Schatten wieder außer Sicht.

»Hier!«, raunte die Stimme.

Allmählich wurde die Schatzsuche zum Versteckspiel.

»Aaah!«, ertönte unvermittelt ein gellender, herzerreißender Schrei.

Die Falle war zugeschnappt, die Mission beendet, die Seele gerettet. Der Pfarrer ging erleichtert nach Hause.

\* \* \*

Der Rest der Geschichte ist schnell erzählt. Am nächsten Morgen fand man Spring. Er war im Nebel in einen großen Schacht gestürzt und hatte die Absperrung mit sich in die Tiefe gerissen. Bei diesem jähen Fall hatte Edgar sich freilich das Genick gebrochen.

Wenige Tage später sprach Pastor Raven am Grab ein paar tröstende Worte und pries sein Opferlamm als einen aufrichtigen, ehrenhaften, gottesfürchtigen Mann. Blumen und Kränze wurden abgelegt. Ein düsterer Geiger kratzte disharmonisch eine alte Weise voll Melancholie, als der Sarg sich senkte. Die Trauergemeinde drückte der Witwe ihre Beileidsbezeugungen aus.

Und die Moral von der Geschichte lautet: Die Sterne lügen nicht, und sei es, dass man etwas nachhelfen muss.

---

\* Die Zeitschrift, die ich hier »C.« nenne, spielt übrigens noch eine bedeutende Rolle. Natürlich hat das Blatt einen einladenderen Namen, den ich jedoch nicht erwähne, um jedwede Schleichwerbung zu vermeiden. (Anm. v. T. D. M.)

# Blumen für Mr Carmichael

Sind Sie ein Blumenfreund, mein hochverehrter Leser? Wenn ja, so werden Sie für unseren armen Mr Carmichael sicherlich kein Verständnis haben, denn Mr Jeremy Carmichael hasste Blumen. Waren sie aus Stoff, Plastik oder Wachs, hatte er nichts an ihnen auszusetzen. Kam er jedoch mit echten Pflanzen in Berührung, erlitt er sofort einen allergischen Schock. Der Duft frischer Blüten machte ihn krank. Der aromatische Geruch verursachte bei ihm einen Kitzel in der Nase und ließ seinen Hals schwellen, bis er zu ersticken drohte.

Deshalb war das ganze Leben für ihn eine einzige Qual. Er mied Parks und Gärten und machte einen großen Bogen um Blumenläden, vor allem aber um Friedhöfe und ihre vom modrigen Geruch welkender Gebinde geschwängerte Luft. Doch das Schlimmste waren die Familienfeiern, denen er ja leider nicht immer aus dem Wege gehen konnte. Da standen dann stundenlang all die leuchtenden, abscheulich süß riechenden Blumensträuße herum, und wenn es besonders arg kam, war einer davon auch noch auf der Tafel direkt vor seiner Nase platziert. Freilich endete jedes Fest für ihn in einem Hospital.

Jeremy war ein attraktiver Mittvierziger von hünenhafter Statur. Er hatte markante Gesichtszüge und treue, dunkelblaue Augen sowie eine schwarze Löwenmähne mit silbernen Strähnen und eisgrauen Schläfen. Außerdem war er geistreich und kein schlechter Unterhalter, besaß ein Häuschen und ein nettes Sümmchen obendrein. Bei Frauen war Jeremy stets begehrt; allerdings zerbrach jede Beziehung aus dem eingangs erwähnten Grund.

Zum Beispiel beschenkte er Emily, seine Jugendliebe, beim ersten Rendezvous mit teuren Pralinen. Sie meinte aber, sie stehe nicht auf Süßes. Als Jeremy ihr beim zweiten Treffen einen prächtigen Strauß Wachsblumen überreichte, gab sie ihm statt des heiß ersehnten Kusses eine schallende Ohrfeige. Damit war dieses Kapitel abgehakt. Und Emily steht hier stellvertretend für viele, die folgten, nicht jedoch für Dorothy.

Sie war seine große Liebe und hatte nur einen schwerwiegenden Fehler: Sie besaß eine Gärtnerei. Nichtsdestotrotz hatte sie Verständnis für sein Leiden und fand sich damit ab. Auf dem Standesamt aber raubte das duftende Bouquet, das die hinreißende Braut in der Hand hielt, Jeremy den Atem, und er vermochte leider nicht mit »Ja, ich will!« zu antworten. Das nahm Dorothy persönlich und sie verließ ihn.

Eines Tages lud Carmichaels Chef zum Firmenjubiläum ein und bot Jeremy bei dieser Gelegenheit eine Beförderung an. In einem eigens auf seine Fähigkeiten zugeschnittenen Betätigungsfeld hätte er sich selbst verwirklichen können und wäre dafür geradezu fürstlich entlohnt worden. Das waren eigentlich großartige Zukunftsaussichten! Doch wieder einmal machte ihm seine alte Schwäche einen Strich durch die Rechnung, denn die Blüte, die sein Boss im Knopfloch trug, ließ ihn scharlachrot anlaufen und ohnmächtig daniedersinken.

»Haben Sie das öfter, Carmichael?«, fragte der Alte mit besorgter Miene und half ihm auf. »Sie scheinen ja nicht auf der Höhe zu sein. Gehen Sie demnächst mal zum Doktor! - Über die Beförderung sprechen wir dann später«, fügte er bedauernd hinzu.

Auch vor seinem Geburtstag graute Jeremy das ganze Jahr, insbesondere vor dem Berg von Blumen, der sich dabei stets anhäuften. Sooft er auch Freunde und Verwandte beschwor, ja nichts dergleichen anzuschleppen - sie vergaßen es wieder und wieder. Sobald die geladenen Gäste den Rücken gekehrt hatten, landeten die schönen Pflanzen freilich schnellstens in der Mülltonne.

(In diesem Zusammenhang erinnere ich mich nur ungern an Jerrys letzten Ehrentag. Selbstsicher läutete ich an seiner Haustür und zückte stolz den wunderbar duftenden Geburtstagsstrauß. Als er sofort zu niesen begann, fiel mir ein, dass ich das Wichtigste vergessen hatte. Dadurch verdarb ich ihm den halben Tag.)

Bekanntlich macht zwar Not erfinderisch, doch wurde Jeremy es mit der Zeit leid, sich ständig die Nase zu verstopfen, was überdies drei nennenswerte Nachteile hatte: Erstens war es ziemlich unangenehm und verursachte Kopfschmerzen. Zweitens musste er immer husten, wenn er durch den Mund atmete, so dass er am nächsten Tag stockheiser war. Und drittens machte es ihn auch nicht gerade attraktiver.

Noch Stunden könnte ich fortfahren, kleine tragikomische Episoden aus Jeremys Leben zu erzählen. Aber ich glaube, dies genügt, um Ihnen, mein lieber Leser, klarzumachen, was Blumen für Jerry bedeuteten, wie sehr er ihretwegen litt. Anfangs hatte der Ärmste natürlich Hoffnung, dass Ärzte ihn irgendwann heilen könnten. Doch diese ohnehin nur vage Hoffnung schwand mit den Jahren und Jeremy gab den Kampf gegen die Blumen auf.

Heute stehen wir, die wir seine Freunde waren, vereint an Mr Jeremy Carmichaels offenem Grab. Friedlich liegt sein Leichnam in einem mit floralem (!) Dekor reich verzierten Sarg. Ringsum duftet ein Meer von farbenfrohen Blüten und melancholischen weißen Lilien in liebevoll gebundenen Sträußen und Kränzen.

Gestern Morgen, so erzählt uns Jerrys langjährige Haushälterin Mrs Hunter, habe unser Freund noch einen ausgedehnten Waldspaziergang unternommen, um Pilze zu suchen. Der Gute habe auch ausdrücklich darauf bestanden, sich das Mittagmahl selbst zuzubereiten. Seine gewissenhafte und stets besorgte Wirtschafterin konnte freilich nicht ahnen, welch mörderisches Giftpilzsüppchen er da zusammenbraute. Die untröstliche Mrs Hunter fand ihn erst am Abend tot neben seinem leeren Teller.

»Er kannte die Pilze gar nicht richtig, meine Liebe«, erklärt mir eine Nachbarin auf der Beerdigung.

»Ich denke, er ist freiwillig aus dem Leben geschieden«, meine ich dazu betrübt.

Der schwere Sargdeckel wird geschlossen. Jetzt legen wir unsere Gebinde auf Jeremys hölzerne Behausung. Blumen für Mr Carmichael - ein letztes Mal.

Plötzlich glauben wir ein Rumoren zu vernehmen! Wir blicken uns unverwandt an. Ist da wirklich ein Geräusch? Nein, nun ist es wieder ruhig. Wir haben uns sicher getäuscht, denn unsere Nerven sind überreizt. Noch vor zwei Tagen sahen wir ihn so fröhlich und quicklebendig und heute ist er mausetot ...

Hör nur! Erneut ein Kratzen, Scharren, Pochen, Trommeln, Niesen - ein dumpfes Niesen dringt aus dem Sarg! Tumult auf dem Friedhof: Die Haushälterin schreit hysterisch. Charlotte verliert ihren Hut, der Geiger seinen Bogen. Der Pfarrer kommt aus dem Konzept. Exfreundin Dorothy kippt vor Entsetzen fast aus ihren hochhackigen Schuhen. Die Sargträger öffnen den Deckel. Jeremy schnellt in die Höhe! Seine Augen treten hervor und er niest und prustet, schnaubt und röchelt, hustet und ringt nach Luft.

Jetzt ist uns allen klar: Jerry kennt die Pilze nicht. Waren wohl doch keine tödlich giftigen. Und der Arzt, der den Totenschein ausgestellt hat, ist auch keine große Leuchte.

Mr Jeremy Carmichael - eine tragische Gestalt und ein Leiden ohne Ende.

# Der Schlüssel

Haben Sie schon einmal etwas Wichtiges verloren? Na sicher! Wem passiert das nicht hin und wieder! Natürlich ist es ärgerlich, wenn Sie bei einer Kontrolle Pass oder Führerschein nicht finden, beim Einkauf erst an der Kasse bemerken, dass Sie Ihr Portemonnaie vergessen haben, oder wenn Sie ohne Schirm im wahrsten Sinne des Wortes im Regen stehen. Bleibt aber ein Hochzeitsgeschenk oder gar der Ehering auf der Strecke, dann müssen Sie fortan immerzu fürchten, dass Ihre bessere Hälfte danach fragt.

Doch dies alles ist nur halb so schlimm. Das Verwechseln persönlicher Dinge mit dem Eigentum fremder Leute hingegen kann verhängnisvoll sein. Beide Betroffenen besitzen somit nämlich etwas, das ihnen kaum nützt. Gewissenhafte Bürger möchten deshalb freilich den unbeabsichtigten Tausch schnellstens rückgängig machen - wie in folgender, nicht ganz alltäglicher Geschichte.

Mr Gregory Forrester hatte sich soeben ein Bier geholt und sich auf seinem Stammplatz niedergelassen. Auf diese Weise verbrachte er meist den Feierabend. Gregory war ein Durchschnittsmensch: dunkelblond, schlank, ein nettes und regelmäßiges Gesicht ohne Eigenheiten, vielleicht ein wenig blass. Das rührte wohl daher, dass er den ganzen Tag im Archiv arbeitete, wo er nicht viel Tageslicht abbekam, dafür aber eine Menge von dem Staub, der sich im Laufe der Jahrzehnte angesammelt hatte. Gregory war verheiratet; in zehn Jahren kinderloser Ehe war die Liebe eingeschlafen und der Alltag eingekehrt. So ging er beinahe jeden Abend ins Wirtshaus und unterhielt sich mit irgendwelchen Leuten, die er nur oberflächlich kannte. Das war immerhin besser, als sich stundenlang Vorwürfe anhören zu müssen, die erst dann abebbten, wenn im Fernsehen ein Kitschfilm begann oder eine dieser Serien, die eine heile Welt vorgaukeln, welche nirgends existiert.

Forrester blickte sich um. Es schien ganz so, als fände sich heute kein Gesprächspartner. - Ach! Dort vorn vergnügte sich sein Chef mit einer fremden Frau. Forrester wandte sich ab. Da entdeckte er hinten rechts am Fenster einen Mann, der allein bei einem Glas Bier saß. Gregory hatte ihn nie zuvor gesehen. Aus Neugier trat er an seinen Tisch.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«, fragte er vorsichtshalber.

»Natürlich! Bitte nehmen Sie Platz!«, forderte der Alte ihn freundlich auf.

»Sie sind wohl nicht von hier?«, erkundigte sich Gregory.

»Ich wohne am anderen Ende der Stadt und gehe nur selten in diese Kneipe. Ich habe ohnehin kein Stammlokal, weil ich es hasse, ständig dieselben Leute zu treffen.«

Gregory lächelte schwach. Der Alte nippte langsam an seinem Glas. Forrester beäugte ihn ein wenig misstrauisch. Der Mann mochte vielleicht um die fünfzig sein, seine Kleidung war schäbig und er wirkte ziemlich eigentümlich. Er war klein und stämmig, hatte mausgraues, dünnes Haar und ein rundes, faltiges Gesicht, die Backen ädriß und rot, das Kinn breit, die Stirn niedrig, die winzigen grauen Augen mit einem ängstlichen, verschlagenen Ausdruck, versteckt unter buschigen schwarzen Brauen, die über der Nase zusammenstießen. Sein Hals war mit einer runzligen Haut überzogen, der kantige Adamsapfel trat rollend hervor. Seine Hände waren kräftig, die Finger fleischig und kurz mit ungepflegten langen, spitzen Nägeln. Das Aussehen des Alten war furchteinflößend. Forrester begann zu bereuen, dass er den seltsamen Gast angesprochen hatte.

Die beiden wechselten ein paar Worte; dann stand Gregory auf und holte seinen Mantel.

»Sie gehen schon, junger Mann?«, fragte der Fremde mit gespielter Gleichgültigkeit, doch Forrester nahm einen Unterton von aufrichtigem Bedauern wahr. »Kommen Sie, ich lade Sie noch zu einem Bier ein. Es ist so schön, sich mal nett zu unterhalten.«

Gregory tat der Alte leid, obwohl dessen Äußeres Abscheu in ihm erregte. Sicher lebte der Mann allein. Keiner, der sich um ihn kümmerte; keiner, mit dem er sich aussprechen konnte. Einsamkeit - ein Wort, das Gregory frösteln ließ, obgleich er seine Bedeutung nicht wirklich kannte.

Nun kam der Sonderling mit zwei Gläsern Bier zurück. Eines stellte er mit plumper Geziertheit an Forresters Platz, das andere an seinen eigenen. Danach zog er den Mantel aus und hängte ihn über die Lehne. Er setzte sich und wollte es sich am Fenster gemütlich machen. Als er den Stuhl zurechtrückte, fiel sein Überzieher hinunter und etwas klirrte.

Der Alte kroch unter den Tisch. »Meine Schlüssel!«, murmelte er und wimmerte erbärmlich.

Sie lagen zu Forresters Füßen. Er bückte sich. »Absonderliche Schlüssel haben Sie da«, bemerkte er.

»Warum?«, tat der andere erstaunt. »Die sind doch ganz herkömmlich.«

Forrester betrachtete sie genauer. Sie waren außerordentlich groß, reich verziert und anscheinend vergoldet. Ein verschnörkeltes Zeichen, einem Familienwappen ähnlich, ließ sie wie Märchenschlüssel aussehen. Ihre Bärte wiesen allerdings darauf hin, dass die dazugehörigen Schlösser ziemlich primitiv sein mussten.

»Sie nennen diese Schlüssel herkömmlich?«, lachte Gregory aus vollem Halse. Er zog aus der Manteltasche seine eigenen hervor und legte sie auf den Tisch. »Das nenne ich herkömmlich!«, erklärte er.

Der Alte nahm Forresters Schlüsselbund und begutachtete ihn von allen Seiten mit bewundernden Blicken.

»Darüber müssen wir uns eingehend unterhalten«, bettelte der Sonderling. »Bei einem Gläschen, versteht sich!«, quakte er mit seiner brüchigen Stimme, wobei ein wahnsinniges Lächeln, das sich durch die aufgeworfenen Lippen presste, zwei Reihen breite, faule Zähne entblöbte.

Kurzum, zum Bier kam Whisky hinzu, und die beiden sprachen angeregt über Schlüssel und Türen, Möbel und Autos und alle möglichen Dinge des Lebens. Forrester erschien der Fremde immer seltsamer, so dass sein Interesse für den Kautz zu wachsen begann.

»Sie können mich ja bei Gelegenheit mal besuchen. Ich freue mich stets über Gäste. Meine Familie und ich«, fügte der Alte mit bedeutsamer Geste hinzu, »wir sind ausgesprochen gesellige Menschen, müssen Sie wissen, und wir halten zusammen wie Pech und Schwefel.«

»Das ist ...« Forrester, der bereits betrunken war, suchte nach einem passenden Wort, fand aber keines. »Das ist sehr schön für Sie«, brabbelte er schließlich.

Darauf holte der Fremde einen vergilbten Zettel hervor, der in der ausgefransten Tasche seines Überziehers wahrscheinlich schon lange ein zerknülltes Dasein fristete.

»Ich schreibe Ihnen meine Adresse auf.« Mit diesen Worten notierte er die Anschrift. Dann erhob er sich und verschwand.

Forresters Kopf war inzwischen auf die Tischplatte gesunken. Vor seinen Augen drehte sich alles. Er erwachte erst wieder, als der Wirt ihn kräftig an der Schulter rüttelte und freundlich, aber bestimmt aufforderte zu gehen. Gregory stand auf und schwankte zur Tür.

»Ihr Schlüssel!«, rief da der Wirt und reichte ihm einen goldenen Schlüsselbund. »Und hier ist noch eine Nachricht.« Forrester stopfte alles in die Manteltaschen, der Besinnungslosigkeit nahe. Obgleich die eben erwähnte Kneipe nur fünf Minuten von seiner Wohnung entfernt war, benötigte er knapp zwei Stunden, um nach Hause zu gelangen, und es ist verwunderlich, dass er den Weg überhaupt fand.

\* \* \*

»Sag mal, was bildest du dir eigentlich ein?!« Diese unsanften Worte weckten Gregory am folgenden Morgen. Ehefrau Ellen, die Hände in die Hüften gestemmt, stand an seinem Bett und hielt ihm eine Gardinenpredigt. »Genügt es nicht, dass du andauernd betrunken bist, Greg? Musst du jetzt auch noch deine Schlüssel verlieren? Nun können wir ein neues Türschloss einbauen lassen. Es ist nicht zu fassen!« Sie schäumte vor Wut.

»Was meinst du?«, fragte Gregory müde. Erst als sie ihm den altertümlichen Schlüsselbund unter die Nase hielt, riss er die Augen auf.

»Greg! Wie kommst du zu diesem Ding?«

Er griff sich an den brummenden Schädel. Es fiel ihm beim besten Willen nicht ein.

»Und was soll die Adresse hier?«, keifte Ellen und warf ihm das zerknitterte Blatt hin.

Langsam dämmerte es Gregory, aber er erinnerte sich nur dunkel an seinen sonderbaren Gesprächspartner vom vergangenen Abend und konnte daher kaum einen Zusammenhang herstellen. »Der Mann gestern im Wirtshaus - er war ein wenig merkwürdig. Er hat mich auf einen Whisky eingeladen. Wir haben wahrscheinlich die Schlüssel vertauscht.«

»Whisky!« Ellen war unschlüssig, ob sie lachen oder weinen sollte. »Whisky! Ha! Du weißt doch genau, dass du das Gebräu nicht verträgst!« Verständnislos schüttelte sie den Kopf und Gregory sank beschämt in die Kissen zurück.

»Was war das für ein Kerl?«, drang Ellen zornig in ihn. »Hoffentlich hast du noch deine Papiere! Wenn das bloß kein Betrüger war!«

»Woher hast du eigentlich den Schlüssel? Durchsuchst du neuerdings meine Taschen?«, fragte Gregory erbost, sein Selbstvertrauen zurückgewinnend.

»Nein, mein Lieber! Mitten in der Nacht hast du mich aus dem Bett geklingelt, nachdem du vergeblich versucht hattest, mit diesem Ding die Tür zu öffnen. Wie wärest du wohl ohne meine Hilfe hereingekommen, du Scherzbold? Durchs

Schlüsselloch vielleicht? - Und der Zettel ist übrigens herausgefallen, als du deinen Mantel im Flur gedankenlos hingeworfen hast.«

»Dann werde ich den Schlüssel eben zurückbringen. Ich kriege meinen eigenen wieder, wir brauchen kein neues Türschloss und alles ist vergessen«, meinte Gregory nun verdrießlich.

»Greg«, bat Ellen versöhnlich, »geh lieber nicht dahin! Ich habe kein gutes Gefühl dabei.«

Aber Gregory kleidete sich an und ging doch.

\* \* \*

Zwei Stunden später stand Gregory Forrester in einem verwilderten Vorgarten vor einem alten, halb verfallenen Haus mit schadhaftem Dach, brüchigem Mauerwerk und schiefen Fenstern. Er hielt Ausschau nach einer Klingel - ohne Erfolg. Dann sah er hinter einer milchigen Glasscheibe im oberen Stockwerk das Antlitz eines Kindes. Bald darauf erschien der Alte an der Tür.

»Guten Tag!«, grinste der Kauz, wobei er sein verfaultes Gebiss bloß legte. Sein Gesicht war eine Fratze.

»Ich komme wegen meines Schlüssels«, erklärte Forrester. »Sie haben ihn gestern Abend mit Ihrem eigenen verwechselt.«

»Ja, mein Freund. Ich habe es heute Morgen auch bemerkt«, kicherte der Fremde. Seine graue Zunge bahnte sich einen Weg durch die krummen Zähne. »Kommen Sie nur auf einen Sprung herein!«

Forrester folgte ihm ins Haus.

\* \* \*

An der Wand hingen unzählige Schlüssel verschiedenster Art an eisernen Haken. Der Alte fügte Forresters Exemplar hinzu.

»Das Essen ist fertig!«, rief er durch das Gebäude. Seine Worte hallten von den dumpfen Mauern wider.

Sogleich trippelten drei Kinder und die Ehefrau herbei und nahmen an der festlich gedeckten Tafel Platz. Der Hausherr teilte die Portionen aus. Er selbst erhielt die Brust, seine Gattin die Rippchen, der ältere Sohn die Lenden, der jüngere die Schenkel und das Töchterchen Gregorys Kopf.

Und auch am nächsten Abend rief ein Kneipenwirt einem volltrunkenen Gast hinterher: »Sir! Ihre Schlüssel!«, und reichte ihm einen goldenen Schlüsselbund ...

# Ein eleganter Pelz

Ein edler Pelz schmückt eine Frau ganz ungemein - das finden zumindest Kürschner und Händler. Doch abgesehen davon, dass solch ein possierlicher Nerz in seinem Fell viel netter aussieht, als ein Mensch es tut, haben Pelze freilich noch einen anderen Sinn, als nur zu wärmen: Sie sind offen zur Schau gestellter Wohlstand.

Cathleen Drake litt ihr Leben lang unter Geldsorgen. Für extravagantes Outfit blieb bei ihr nie ein Penny übrig. Sie musste Kleidung nach ihrer Zweckmäßigkeit kaufen und konnte sich nicht nach der Mode richten. Überhaupt fristete sie von jeher ein tristes Dasein. In einer Arbeiterfamilie war sie aufgewachsen und hatte in ihrer Jugend von einer großen Karriere als Schauspielerin oder Fotomodell geträumt, doch letztlich war alles ganz anders gekommen.

Nach drei gescheiterten Versuchen, sich jenem Ziel zu nähern, hatte sie schließlich die Hoffnung aufgegeben. Mit zwanzig hatte sie dann geheiratet und mit sechsundzwanzig ihr einziges Kind geboren. Mittlerweile war sie achtunddreißig, bediente demzufolge seit nunmehr achtzehn Jahren ihren Ehemann Frank und hatte inzwischen alle Illusionen begraben. Nur manchmal, wenn sie in ihrem alten Ohrensessel saß und in Ruhe über sich und die Welt nachdachte, fragte sie sich, ob dies schon alles gewesen sei oder ob ihr Schicksal sich noch wenden werde. Wie aber sollte das passieren? Ohne eine Menge Geld ließen sich ihre Wünsche nicht erfüllen. Da jedoch bloß Glückspilze und ausgemachte Schurken zu unerwartetem Reichtum gelangen, war das für sie leider ziemlich aussichtslos. Und sie hatte so viele Sehnsüchte: einen Job, der das Selbstbewusstsein stärkt, eine Reise um die ganze Welt, ein Auto für sich allein, ein hübsches Apartment im mondänen London, eine Schatulle mit echtem Schmuck, maßgeschneiderte Garderobe und zu jedem Kleid den passenden Schuh, einen Friseur, der ins Haus kommt, einen Butler, der die Tür öffnet und ungebetene Gäste abwimmelt, einen vollen Terminkalender ...

Stattdessen geschah gar nichts. Ein Tag verlief wie der andere im gleichen Trott. Sie sah lange fern, stand spät auf, kaufte ein, informierte sich in der Zeitung darüber, was sich draußen in der großen, weiten Welt ereignete, bereitete das Essen zu und wartete auf ihren Sohn und auf Frank, der sich, vom Arbeitstag gestresst, träge in den Schaukelstuhl fallen ließ und auch kein Entertainer war. Ab und zu gingen sie dann ins Kino, ins Theater, ins Konzert, in ein Restaurant oder auf eine Vernissage.

Im Theater der Kleinstadt fühlte Cathleen sich wohl. Dort trafen sich die angesehenen Familien, Fabrikanten und Geschäftsleute, Politiker und Journalisten, Künstler und Ehrenbürger - kurz und gut - alle Honoratioren des Ortes. Cathleen malte sich gerne aus, wie es wäre, wenn sie zu dieser Gesellschaft dazugehören würde, obgleich niemand von ihr Notiz nahm. Man übersah die Drakes geflissentlich, so als seien sie gar nicht anwesend. Und Cathleen imponierte das. Sie stellte sich vor, wie sie selbst an den anderen vorbeiflanieren könnte, wobei sie sie entweder nicht beachten oder nur mit einem huldvollen Lächeln bedenken würde.

Trotz alledem wurde ihre Freude auf den monatlichen Theaterbesuch seit geraumer Zeit etwas getrübt durch ihren altmodischen grauen Mantel, der ziemlich schäbig wirkte und schon einige Jahre auf dem Buckel hatte, was sein Schnitt natürlich verriet. Neidisch beäugte Cathleen die flauschigen Pelze der vorüberstolzierenden Damen, wenn diese abfällig und missbilligend ihr Filzmäntelchen musterten. Daher lag sie Frank monatelang in den Ohren, sie liebe Pelze ebenfalls und man gönne sich ja sonst nichts. Irgendwann kurz vor Weihnachten war er des Streitens müde und sagte ihr, sie solle sich in Gottes Namen einen Pelz kaufen, koste es, was es wolle. Das sei dann ihr Geschenk.

Gleich am nächsten Morgen zog Cathleen das Eleganteste an, was sie besaß, um vornehm und respektierlich zu wirken. Schließlich blickte sie selbstkritisch in den Spiegel. Ihr dunkelblondes Haar war glatt und fest. Vereinzelt blitzten graue Härchen. Die Augen waren zwar trübe, aber groß. Der Mund erschien ihr ein wenig rau, die Nase knochig, das Kinn streng. Die ersten Falten, die sich seit fünf, sechs Jahren in ihrem Gesicht tummelten, wurden tiefer. Doch alles in allem sah sie noch recht gut aus. Es wurde Zeit, dass der hübsche Körper wieder eine angemessene Hülle bekam. So begab sich Cathleen auf den Weg.

Vor dem Pelzgeschäft blieb sie zögernd stehen. Ihr Herz fing vor Aufregung an zu hämmern. Zaudernd machte sie auf dem Absatz kehrt; nur ging sie keine zwei Schritte zurück. Endlich fasste sie Mut und betrat den Laden. - Welch ein Anblick! Ein Prachtexemplar übertraf das andere an Perfektion und Schönheit. Beinahe andächtig betrachtete Cathleen die ausgestellten Pelze. Dann klatschte sie jauchzend in die Hände, so als erlebe sie gerade eine mitreißende Oper.

Inzwischen hatte ein Verkäufer die naiv-begeisterte Kundin entdeckt und bot ihr eifrig seine Dienste an: »Guten Tag,

Madam! Was kann ich für Sie tun? Darf ich Ihnen helfen?«

\* \* \*

Zwei Stunden später verlässt Cathleen das Geschäft. Ihren neuen Mantel - ein Traum aus strahlend weißem Fell - hat sie gleich anbehalten. Stolz schreitet sie auf die Straße hinaus, schlendert selbstsicher an den Schaufenstern vorbei und bummelt durch die Innenstadt. Alle Passanten sollen sehen, welch herrliches Kleidungsstück sie trägt. Cathleen fühlt sich wie neugeboren, als wäre sie in jenen Pelz hineingewachsen. Er ist so warm und wohlig, umschließt ihren Körper vom Hals bis zu den Knien. Am liebsten würde sie ihn nie mehr ablegen. Zuweilen betastet sie mit den Fingerspitzen vorsichtig die seidigen Härchen. Dieses kuschelige Fell, die schwarzbraunen Knöpfe ... Unglaublich, dass solch ein wundervoller Mantel nun ihr gehört!

Nach und nach schauen Vorübergehende sie interessiert an. Allerdings haben diese Blicke nichts Neidvolles, eher eine Spur von Argwohn. Unbehagen beschleicht Cathleen. Warum sieht man sie so sonderbar an, mustert sie so misstrauisch? Sie beschleunigt den Schritt. So schnell wie möglich will sie nach Hause und über alles nachdenken. Vielleicht passt ja dieser vornehme Pelz einfach nicht zu ihr. Kann sein, dass die Passanten da einen Anflug von Prahlerei verspüren. Immer finsterer werden indessen die Mienen der Leute. Bald zeichnet sich Ekel auf ihren Gesichtern ab. Eine alte Frau mit Stock rümpft angewidert die Nase. Menschen, die näher kommen, zeigen offen ihren Abscheu. Ein kleiner Junge fängt an, jämmerlich zu weinen.

Was ist nur los? Ein Schauer läuft Cathleen den Rücken hinunter. Beunruhigt sieht sie sich um. Da wird sie einer roten Flüssigkeit gewahr, die sich hinter ihr die Gasse entlangschlängelt. Entsetzt eilt sie weiter, dreht sich wieder um. Das Rinnsal ist ihr gefolgt. Verzweifelt wechselt sie die Straßenseite, doch als sie nochmals den Kopf wendet, hat das purpurne Flüsschen ihren Weg markiert.

Cathleen steht wie angewurzelt da, stöhnend und außerstande, sich zu rühren. Sie blickt starr auf ihre Waden, die ein dünner roter Saft benetzt. Direkt aus dem Fell, so als hätte der Mantel ein Innenleben, quellen dunkle Tropfen hervor und spritzen auf das Trottoir. Plötzlich schießt dickes Blut aus der Vorderseite des Pelzes. Die schwarzbraunen Knöpfe wirken wie glasige runde Augen. Sie sehen Cathleen mit dem Ausdruck tiefer Traurigkeit an.

Der Pelz lebt! Das Fell pulsiert, bewegt sich, sträubt sich. Die glühenden Knopfaugen schauen zornig und vorwurfsvoll. Der Mantel gleicht einem Schlachtfeld. Cathleen hört Robbenbabys wimmern, unter Todesqualen leiden. Sie heulen, sie hecheln!

Und Cathleen selbst streift den Pelz ab, wirft ihn auf den Bürgersteig und rennt weinend davon.

# Maskerade

Falls Sie, meine treuen Leser, Trends und Strömungen in unserer Gesellschaft aufmerksam beobachten, so werden Sie feststellen, dass wir uns im Eiltempo auf eine neue Ära zubewegen - eine Epoche der medial gesteuerten Verrohung. Schauen Sie doch nur einmal mit offenen Augen in die Programmzeitschrift! Was lesen Sie da? Kriminalfilme und Psychothriller, Katastrophen- und Horrorstreifen beherrschen die Fernsehlandschaft. Außerdem wird gerne authentisches Leid telegen aufgepeppt, so dass sich der Mitleid heuchelnde Voyeur am Bildschirm auch daran weiden kann, während er den prallen Hamburger verschlingt und ganz nebenbei die Einschaltquote in die Höhe treibt. Man langweilt sich beim Karten- oder Golfspiel; deshalb sucht man nach Vergnügungen, Mutproben und Herausforderungen. Ich sage Ihnen eins: Diese Welt ist verrückt - toll! Unternehmen wir nun eine kleine Reise in die Zukunft!

Wir befinden uns in einer Gesellschaft, die alles Gewöhnliche im Überfluss hat, wodurch die Gier nach etwas Besonderem, Abenteuerlichem oder Anrühigem beständig wächst. Man arbeitet wenig oder lässt für sich arbeiten, verdient dabei genug und hat alles, was das Herz begehrt, unter anderem auch viel Freizeit, jedenfalls zu viel, um sie sinnvoll zu gestalten.

Not und Elend gibt es wie eh und je. Entweder wird das übersehen oder man ergötzt sich gar daran. Die meisten führen ein Dasein in Sicherheit und Luxus. Glücklich ist aber keiner, denn es fehlt etwas: Es passiert nichts mehr! Verzweifelt suchen die Leute deshalb nach einem Höhepunkt, dem ultimativen Nervenkitzel, nach etwas, was ihnen die Zeit verkürzt und die beängstigende innere Leere vertreibt, sei es auch nur für einen Augenblick, nach etwas, was sie belustigt oder beschäftigt und in ihr eintöniges, nutzloses Leben eine Abwechslung bringt.

Im Zeitalter der Medienherrschaft aufgewachsen und stets sich selbst überlassen, ist keiner mehr fähig, sich wirklich für etwas zu interessieren oder kreativ tätig zu sein. Zu intelligent, um zu schwärmen; zu egoistisch, um zu fühlen. Und hat jemand noch einen Funken Phantasie, dann bekommt er zweifelsohne einen verlockenden, einträglichen Job als Erfinder von Gesellschaftsspielen und modernem Zeitvertreib.

Einer von jenen begnadeten Leuten war Irvin Collins. Der verschrobene Mittvierziger mit dem lichten, grau melierten Haar und der weit vorspringenden, gebogenen Nase hatte beinahe Berühmtheit erlangt. Bekannt wurden vor allem seine außergewöhnlichen Feste, wo er die Gäste mit extremen, zuweilen auch geschmacklosen Späßen aus ihrer Gleichgültigkeit aufrüttelte. Irvin Collins war eine drollige Gestalt mit langen, dünnen Gliedern, die an den Gelenken baumelten, und fast lächerlich breiten Schultern. An seinem sperrigen Körper hingen selbst die feinsten Designer-Jacketts wie Lumpen. Mit den spindeldürren Armen gestikuliert er pausenlos wild in der Luft und die nervösen, knotigen Finger blieben keine Sekunde ruhig, betasteten immerzu Gegenstände, zitterten wie elektrisiert oder trommelten auf die Tischplatte. Der sehnige, schiefe Hals mit dem stark hervortretenden Kehlkopf, das kantige Kinn und die Hakennase verliehen ihm das Aussehen eines Geiers. Sein schwankender Gang machte die Vogelscheuche perfekt. Seine kleinen hellgrauen Augen blickten ständig rastlos und wachsam umher und musterten die Gäste währenddessen genauestens, stets auf der Suche nach einem genialen Einfall. Wenn er irgendwann plötzlich mit den Fingern schnippte, die Brauen ruckartig hochzog und die blassen, schmalen Lippen zusammenpresste zu einem Strich, dann wussten alle: Collins hat eine Idee! Und man staunte über diesen Mann.

Nun ist es nicht verwunderlich, dass sich unter seinen Bekannten Betroffenheit breitmachte, als sie erfuhren, dass der Meister beim russischen Roulette die Kugel abbekommen und somit allzu früh das Zeitliche gesegnet hatte. Jedoch war es weniger die Trauer um den verlorenen Freund, die die illustre Gesellschaft in Scharen an sein Grab trieb, als der Verdross darüber, dass von jetzt an niemand mehr für Unterhaltung sorgte.

Seine letzte glänzende Idee hatte Collins glücklicherweise noch notiert, so dass sie der Nachwelt erhalten geblieben war. Ein Maskenball sollte veranstaltet werden ganz wie in verflorbenen Jahrhunderten mit schrillen Kostümen, schrägen Darbietungen, derbem Schabernack und einem reichhaltigen Angebot von Speisen, Getränken und allerlei anregenden Rauschmitteln. Stattfinden sollte die Maskerade auf dem prächtig ausgestatteten Anwesen des verstorbenen Genies. Seine Bediensteten verfügten über eine Liste voller Anweisungen, wie das Fest zu gestalten und der Park dafür herzurichten sei. Diese Notizen waren so ausgeklügelt, dass man munkelte, Collins habe seinen baldigen Tod vorausgeahnt oder sein Ableben gar von langer Hand vorbereitet und die Idee für den Mummenschanz sozusagen als Erbe hinterlassen.

Zum Maskenfest glich Irvin Collins' Park einem Jahrmarkt. Bunte Lämpchen beleuchteten den Garten, Girlanden aus Goldpapier schmückten ihn und überall dröhnte Musik. Schätzungsweise vierhundert bis fünfhundert Gäste kamen, verkleidet als Kaiser Nero und Napoleon, als Dichterst Goethe und William Shakespeare, als Mozart und Beethoven, Washington und Lenin, Queen Victoria und Karl Marx, Einstein und Lincoln, Marilyn Monroe und Elvis Presley, als Faust und Mephisto, Romeo und Julia, Robin Hood und Göttervater Zeus.

Kurzum, kaum eine wichtige Persönlichkeit der Weltgeschichte fehlte auf diesem Ball und auch viele unvergessene Künstler waren als Masken und Kostüme vertreten. Natürlich gab es ebenso die weniger berühmten, aber nicht minder schillernden Gestalten, die phantastische Monster, Hexen und Teufel, Engel und Feen, Nymphen und Elfen sowie Helden und Götter aus der griechischen Mythologie und viele zauberhafte Wesen aus alten Sagen darstellten. Manche Besucher erschienen sogar als Tiere verkleidet. Ganz besonders hässlich war der Herr mit dem Adlergesicht.

Nicht zu beschreiben brauche ich wohl, wie der Wein in Strömen floss, wie die Korken der Champagner-Flaschen knallten, wie die Röcke zur beschwingten Walzermusik über den Rasen glitten, wie sich die leeren Teller sofort wieder füllten, denn die allzeit bereiten Kellner im Pinguin-Kostüm huschten unauffällig durch das bunte Treiben. Unzählige Gaukler und Pantomimen unterhielten die Anwesenden stundenlang mit ihren Kunststücken. Nie zuvor hatte die Gesellschaft solch ein rauschendes Fest erlebt.

Als die Sonne gesunken war, tauchten die altertümlichen Laternen, die Collins vor seinem Heimgang aus verschiedenen Museen beschafft hatte, den Park in ein gespenstisches silbernes Licht.

Viele Gäste waren inzwischen betrunken. Sie lallten nur noch müde, denn der schwere Wein lähmte ihre Zunge. Andere lagen, ihrer Sinne beraubt, ohnmächtig unter den Tischen. Einige hatten sich mit dem Buffet übernommen und saßen regungslos auf ihrem Stuhl. Sie alle waren teilnahmslos und vollends außer Gefecht gesetzt. Die übrigen Anwesenden jedoch, vielleicht an die hundert Leute, fanden sich zusammen und resümierten bereits den Abend.

»Ein gelungener Ball!«, lobte die etwas zu dürr geratene Marilyn Monroe.

Die drei Musketiere pflichteten ihr bei.

»Wo ist denn der Höhepunkt? Wann passiert hier endlich etwas Aufregendes?«, näselte ein Herr mit rundem Bauch und Elefantenmaske.

»Er hat recht!«, grölten einzelne Besucher. Und die Menge stimmte ihnen zu.

Plötzlich vernahm der junge Herr im Casanova-Kostüm ein Rascheln, das allem Anschein nach aus einer der Hecken kam. Möglicherweise hatte sich jemand hinter einem Strauch versteckt. In der Erwartung, etwas Fürchterliches würde gleich geschehen, tippte der Casanova angsterfüllt seinen als Flamingo verkleideten Nebenmann an und flüsterte: »Da regt sich was!«

»Wo?«, fragte der gelangweilt und machte sich nicht einmal die Mühe, den Casanova anzuschauen.

»Hinter uns - im Gestrüpp!«, erwiderte dieser.

Das Geräusch kam näher.

»Vielleicht ein Hase oder ein Vogel«, winkte der andere desinteressiert ab.

»Nein!«, beharrte der Casanova. »Das sind Schritte!«

»Na und? Wird ein Besoffener sein, ein Junkie oder ein Penner.«

Im selben Moment schoben zwei dürre Hände das Buschwerk zur Seite. Eine lange Gestalt trat hervor und blitzte die Anwesenden höhnisch an. Die Gäste wichen erschrocken zurück, ließen den Unverschämten passieren, starrten ihn ungläubig und entsetzt an. Was sie im Dunkel der Nacht nur ahnten, im Lichtschein der Laternen wurde es augenfällig - für jeden sichtbar.

Ein übler Scherz! Welch unerhörter Auftritt bar aller Pietät! Wahnsinn! Aberwitz! Der dreiste Eindringling erlaubte sich, den von einem jeden so verehrten Irvin Collins posthum zu beleidigen. Der Freche war in Collins' Gestalt gekommen!

Ein Diener rief: »Fasst den Strolch!«

Ein anderer schrie: »Sie wagen es!«

Der Nächste: »Geschmacklos!«

»Verbrecher!«

»Betrüger!«

»Schandtät!«

»Taktlosigkeit!«

Pfiffe ertönten. Alle kreischten wild durcheinander.

»Entlarvt den Elenden!«

Immer lauter tobte die Menge.

»Zieht ihm die Maske herunter!«, forderte ein Einzelner. »Wir wollen wissen, wer das Scheusal ist.«

Daraufhin stürzte sich die gereizte Horde wie eine Meute tollwütiger Hunde auf den ungebetenen Gast. Sie streckten ihn mit brutalen Schlägen nieder, traktierten ihn mit Tritten, zerrten an ihm, zerfetzten seine Kleidung, rissen ihm die Haare aus, zerkratzten sein Gesicht und seinen ganzen Körper. Doch sie fanden keine abnehmbare Maske! Erst als überall an seinem zerschundenen Leib Beulen schwellen und das Blut dunkelrot aus den Wunden quoll, ließen sie von ihm ab. Auf den ohrenbetäubenden Lärm der Jubelrufe, der Seufzer und der Schmerzensschreie des Opfers folgte Ruhe - absolute Lautlosigkeit. Totenstille.

In den hinteren Reihen reckten die Gäste neugierig den Hals in die Höhe. Weiter vorn stockte ihnen der Atem. Betroffenheit und Scham stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Mit glasigen Blicken schielten sie auf den Meister Irvin Collins, um den sie so getrauert hatten und dessen widersinniger, grotesker und überaus makaberer Gag sie dermaßen in einen Rausch der Gewalt getrieben, dass sie ihn mit ihren eigenen Händen fast zerfleischt hatten.

»Ruft einen Arzt!«, hörte man jemand mit schriller Stimme aufheulen.

»Holt einen Krankenwagen!«, besannen sich jetzt auch die anderen.

Seit diesem unglückseligen Vorfall ist die Freizeitindustrie um vieles ärmer geworden, denn ihr fehlt einer der größten Erfinder moderner Gesellschaftsspiele: Irvin Collins. Nachdem die Ärzte ihn wieder zusammengeflickt und von seinem Antlitz gerettet hatten, was noch zu retten war, kehrte der Arme heim - allerdings nur für kurze Zeit. Dann zog er mitsamt seinem Personal weg, aber bis heute weiß niemand, wohin.

# Das Bauopfer

Ein Umzug verändert das Leben von Grund auf. In einer neuen Stadt mit neuen Nachbarn, neuen Bekannten, neuen Freunden schreitet man unsicher und voller Wehmut die unbekanntesten Straßen ab. Wo ist der fröhliche Bäcker geblieben, der frühmorgens die Brötchen parat hatte, wo der nette Schuhverkäufer, der die gewünschte Größe schon kannte, wo die Apothekerin, die sich stets nach den Befindlichkeiten erkundigte? Sentimental blickt man auf den vorigen Wohnort zurück.

Irgendwann passt man sich freilich jeder Umgebung an, doch sollte man sich vorher genau überlegen, wo man sich häuslich niederlässt, denn nicht alles, was auf den ersten Blick ideal erscheint, hält auch, was es verspricht. In der nun folgenden Geschichte fällt die Wahl eines Ehepaares beispielsweise auf ein hübsches Heim, wo sich jedoch kein rechtes Wohlgefühl einstellen will.

»Sie sehen, die Wohnung ist wunderbar. Sie liegt ziemlich zentral und ist sehr preiswert. Die Zimmer sind beinahe herrschaftlich. Küche und Bad sind modern ausgestattet. Die Fenster sind groß, so dass die Räume von Sonnenlicht durchflutet werden. Betrachten Sie die gewaltigen Stuckdecken! Ist es nicht eine Pracht? Dazu das hervorragende Parkett. Und denken Sie an den riesigen Balkon! Dieser Ausblick! Man schaut ja direkt ins Grüne und ist doch kaum zehn Minuten von der Innenstadt entfernt. Sie sollten wirklich zugreifen, denn so ein Angebot bekommen Sie nicht jeden Tag.« Die Immobilienmaklerin rückte keck ihre Brille zurecht und trommelte siegesgewiss mit dem Kugelschreiber auf ihren Notizblock.

»Nun ja!« Violet Slater atmete noch einmal tief durch und Cedric nickte ihr zustimmend zu. »Wir nehmen sie.«

\* \* \*

Zwei Monate später hatten die Slaters ihre neue Wohnung vollends eingerichtet.

»Wir haben einen guten Griff getan«, bemerkte Violet mit einem Seufzer der Erleichterung und kuschelte sich, zusammengerollt wie eine Katze, in den bequemen Ohrensessel.

»Ja«, pflichtete Cedric ihr bei. »Hier können wir es uns richtig gemütlich machen.« Genüsslich schmauchte er seine Pfeife und streckte zufrieden die Beine auf der Ottomane aus.

Behaglich knisterte das Holz im Kamin, die Flammen loderten auf und züngelten gierig zwischen den dünnen Zweigen. Sie sorgten für wohlige Wärme und ein angenehm gedämpftes Licht.

Cedric liebte es, Violet anzuschauen, wenn sie so dämmerte, die unergründlichen, dunkelgrünen Augen geschlossen, Arme und Beine verschlungen, in dem alten Ohrensessel vor sich hin träumend. Ihr ovales Gesicht sah stets bleich und leblos aus, wenn das Feuer es beleuchtete. Ihr Kopf saß auf einem Schwanenhals wie die Blüte einer langstieligen Blume und ihr kastanienbraunes Haar schimmerte weinrot im flackernden Schein. Wenn sie dann ganz unverhofft die runden Augen aufschlug, ihre Nasenflügel durch das kräftige Einatmen bebten und die blassen, schmalen Lippen wie elektrisiert zuckten, erschrak Cedric fast, sein Herz klopfte ein bisschen schneller und ihm war, als hätte eine übernatürliche Macht einer Puppe Leben eingehaucht, und dies alles kam ihm so unreal vor, dass er über sich selbst schwach lächeln musste. Dann lächelte sie zurück, doch weniger mit dem Mund, mehr mit ihren rätselhaften Augen.

Cedric übte indessen auf Violet ebenfalls einen sonderbaren Reiz aus. Sie mochte eigentlich keine großen, spindeldürren Männer, und es nervte sie, stets zu ihm emporblicken zu müssen. Außerdem fand sie es unschön, dass er sein ohnehin nur spärliches Haar mit Pomade am Kopf festklebte, wodurch es noch dünner wirkte. Obendrein war das doch unmodern! Cedrics hellgraue Augen blickten immer kalt, seine Haut fühlte sich an wie Leder und seine Finger knackten oft hohl, und wenn sie Spinnenbeinen gleich über ihren Körper krochen, erschauerte Violet. Am meisten aber hasste sie seine Vorliebe für Meerschaumpfeifen. Diese waren überall in der Wohnung verstreut, denn für ihn als leidenschaftlichen Raucher mussten sie stets griffbereit sein. Bei jeder Gelegenheit und in jeder freien Minute war der Tabak Cedrics Begleiter; sogar im Bett rauchte er. Das war ungesund, gefährlich und stank entsetzlich! Geradezu komisch war jedoch der Pfeifenschrank, den er hütete wie einen Gral und dementsprechend beleuchtete. Manchmal hätte Violet ihn mitsamt seinen Pfeifen im wahrsten Sinne des Wortes zum Teufel schicken mögen, denn sie konnte sich den

Höllenfürsten nicht anders vorstellen als so: vor dem Feuer sitzend, den Pferdefuß ausstreckend und genießerisch seine Pfeife rauchend. Aber da schwang etwas Besonderes in Cedrics melodisch dunkler Stimme mit. War es der sonore Klang, wenn er erzählte, oder war es die samtige Nuance, wenn er ihr vertrauliche Dinge ins Ohr hauchte? Sie wusste es nicht.

So fühlten sich beide gleichermaßen auf eigenartige Weise zueinander hingezogen.

\* \* \*

Es war an einem Montag kurz nach dem Umzug, als Violet zum ersten Mal bemerkte, dass mit der neuen Wohnung etwas nicht in Ordnung war. Von der Arbeit erschöpft, öffnete sie die Tür, stellte die Taschen ab und trat ein. Sie legte ihren Mantel ab. Irgendwas stimmte nicht. Da lag ein dumpfer Geruch in der Luft, der sie benebelte. Ihre Augen tränten und ihre Schläfenadern vibrierten so heftig, dass sie meinte, ihr Kopf müsse bald zerspringen.

Nun drehte sich ein Schlüssel im Türschloss und Cedric stürmte freudestrahlend in die Diele.

»Schau mal, was ich alles mitgebracht habe! Bis Freitag brauchst du nichts mehr einzukaufen.« Laut pustend ließ er die Taschen auf den Boden purzeln.

»Du sollst doch nicht immer so viel hamstern!«, tadelte Violet mit dem Ausdruck der Verzweiflung. »Was du Vorrat nennst, landet meist im Mülleimer, weil es eher verdirbt, als dass ich Zeit finde, es zu kochen. - Aber sag mal, merkst du denn gar nicht, wie es hier riecht?«

»Doch!«, bejahte Cedric nach einigem Zögern. Dann rümpfte er unwillkürlich die Nase, so wie man sich kratzt, wenn man jemand von Flöhen reden hört. Unbekümmert ging er zur Tagesordnung über. »Wie wär's mal wieder mit einem Theaterbesuch? Ich konnte gerade noch die letzten beiden Karten für die heutige Abendvorstellung ergattern. Du weißt ja, wenn ein neues Stück von diesem Wilson anläuft -«

»Billson«, verbesserte sie ihn.

»... also diesem Wilson -«

»Billson!«, unterbrach sie ihn gereizt.

»... Hillson - na, du weißt schon ...«

Violet seufzte entnervt und verdrehte die Augen. Wahrscheinlich machte er das mit Absicht.

»Jedenfalls stehen die Leute wie verrückt nach den Karten an«, meinte Cedric schließlich.

»Der Mann heißt Billson und zufällig ist er begabt«, stellte Violet klar.

»Dieses letzte Stück - ich meine das mit dem Sensenmann - fand ich ganz lustig«, warf Cedric ein.

»Das war nicht lustig, sondern sozialkritisch«, belehrte sie ihn.

»Dann habe ich's eben nicht verstanden. Gefallen hat's mir trotzdem.«

Während Cedric alle Lebensmittel lässig in den Kühlschrank räumte, bemerkte er nebenbei: »Der Geruch kommt sicherlich von der frischen Farbe oder den Tapeten. Wir müssen nur viel lüften, dann hört es mit der Zeit schon auf.«

Violet stand noch immer benommen im Flur. So ging Cedric in die einzelnen Zimmer und öffnete die Fenster.

\* \* \*

Wochen waren seit jenem Tag verstrichen, doch der sonderbare Geruch wollte nicht weichen. Allmählich verdross dies Violet, denn es war weder angenehm, im Spätherbst stundenlang bei offenem Fenster dazusitzen, noch konnte sie sich an die stechenden Kopfschmerzen gewöhnen, die sie nun jeden Abend plagten. In Anbetracht der Tatsachen ist es leicht nachzufühlen, dass bei den Slaters in der neuen Wohnung keine rechte Freude aufkam.

»Dieser widerliche Gestank macht mich wahnsinnig!«, jammerte Violet eines Abends. »Was kann man bloß dagegen tun?«

»Ich fürchte, nichts«, nahm Cedric ihr jede Hoffnung.

»Wenn wir wenigstens wüssten, welche Ursache es hat!«, schimpfte sie verzweifelt.

»Du bist aber auch nie zufrieden!«, wies er sie zurecht. »In das Apartment wolltest du nicht ziehen, weil es dir zu unpersönlich war. Das Penthouse war zu modern und hatte kein Flair. Das Mietshaus lag zu nahe an der Hauptstraße, die Villa zu weit außerhalb. Jetzt hast du endlich eine anheimelnde Wohnung mit allem Komfort und einer gewissen ›Atmosphäre‹. Da fällt dir plötzlich ein, dass es zu modrig riecht. Sag mal, weißt du eigentlich, was du willst?«

Violet, gekränkt durch seine barsche Reaktion und seinen Mangel an Mitgefühl, schrie ihn an: »Und hast du überhaupt eine Nase?«

»Alte Wände riechen eben so!«, herrschte er sie an.

»Es ist dir wohl egal, ob ich leide, was?«, entgegnete sie schroff, rauschte aus dem Zimmer und schlug mit einem Knall die Tür hinter sich zu.

\* \* \*

In den folgenden Tagen brach ein regelrechter Kleinkrieg zwischen den Slaters aus. Ihn störte ihre unablässige Nörgelei und sie bezichtigte ihn, mit dem Pfeifentabak den unerträglichen Geruch herbeizuführen. Kurz gesagt, der Hausseggen hing schief.

Nichtsdestotrotz stank es weiter immerzu und von Tag zu Tag mehr. Schließlich beschwerte sich Violet bei der Immobilienmaklerin. Diese zeigte jedoch keinerlei Interesse, während ihr gestresster Blick ungeduldig zwischen ihrem Gegenüber und der schmucken Armbanduhr pendelte. Sie quittierte die Angelegenheit teilnahmslos mit einem Achselzucken und riet Violet, sich mit dem Vorbesitzer in Verbindung zu setzen. Dann wies sie ihr die Tür mit der Bemerkung, sie habe wirklich andere Dinge zu tun und für etwaige Düfte sei sie sowieso nicht zuständig. Wieder zu Hause, ließ Violet sich niedergeschlagen in ihren Ohrensessel fallen.

\* \* \*

»Die Wohnung hat sich als wahrer Fehlgriff entpuppt. Zumindest wissen wir nun, warum sie so günstig war«, spottete Cedric bitter.

»Meinst du nicht auch, dass der Geruch auf etwas beruhen muss, was wir bisher noch nicht in Betracht gezogen haben?«, fragte Violet hoffnungsvoll.

»Vom Tapezieren kommt es keinesfalls«, konstatierte Cedric, »und vom Pfeifenrauchen ebenso wenig«, fügte er schnell hinzu.

»Nein«, stimmte sie ihm uneingeschränkt zu. »Es hat eine zu seltsame, modrige Note.«

»Und obwohl der Gestank in alle Räume dringt, ist er doch im Schlafzimmer am stärksten«, stellte Cedric fest.

»Weißt du was, wir werden mal bei den Nachbarn nachfragen«, schlug Violet vor. »Vielleicht können sie uns eine Auskunft beziehungsweise einen Rat geben.«

»Ja, das ist eine gute Idee!«, freute sich Cedric.

Ihrer beider Erwartungen sollten sich allerdings nicht erfüllen, denn keiner der anderen Wohnungseigentümer hatte je etwas Derartiges selbst erlebt oder davon gehört. Demzufolge wollte ihnen freilich niemand glauben. Als die Nachbarn dann gemeinsam mit den Slaters deren Wohnung betraten, rümpften sie die Nase allesamt.

Mrs Anderson vom zweiten Stock rief entsetzt: »Das riecht ja wie Friedhof!«, und ergriff sofort die Flucht. Die übrigen Besucher wandten sich angewidert ab.

Stunden später saßen Cedric und Violet ratlos am Kamin. Er entspannte sich bei einem Pfeifchen, das wenigstens für kurze Zeit den lästigen Geruch an Stärke übertraf. Sie vertrieb die ungunstigen Gefühle, indem sie ihre Gedanken schweifen ließ, und ihre Blicke gaukelten abwesend und rastlos umher.

\* \* \*

Kann sein, dass sogar Sie, mein hochverehrter Leser, schon einmal unentschlossen vor einer wichtigen Entscheidung standen und in Ihrer Verzweiflung das Tarot zu Rate zogen. So braucht es Sie nicht zu wundern, dass Violet und Cedric in ihrer aussichtslosen Lage zum letzten Mittel griffen - Simon Simmons, dem selbst ernannten Fachmann für unerklärliche Phänomene.

Der Experte fürs Übersinnliche fuhr mit seinem Wagen bei den Slaters vor. Dieses Auto erregte in der Kleinstadt freilich großes Aufsehen, weil es mit kuriosen Werbetexten, wie »Simmons vertreibt Dämonen«, »Simmons spricht mit den Toten« und »Ufos - bald auch in Ihrer Nähe«, beschriftet war.

(Da fragten sich die Leute natürlich, was ihre neuen Nachbarn mit dem verdächtigen Mann zu schaffen hatten. »Mir waren die zwei schrägen Vögel da drüben von Anfang an nicht geheuer!«, keifte zum Beispiel Mrs Anderson, während sie sorgfältig ihre Lockenwickler zurechtrückte.)

Simmons schleppte seine Instrumente sogleich in die Wohnung der Slaters, die nach und nach den Charme eines Schrottplatzes annahm. Der kleine, stämmige Mann mit der großen Höckernase bewegte sich nur im Zeitlupentempo und

sprach kaum ein Wort. Anscheinend interessierte er sich mehr für das Problem selbst als für seine Kunden; daher wirkte er nicht wie ein Wissenschaftler oder Berater, sondern eher wie ein Besessener. Eine Stunde lang ging er unermüdlich mit der Wünschelrute im Schlafzimmer auf und ab. Dann hielt er plötzlich inne, drehte sich abrupt um und sah die Slaters mit matten Augen an.

»Was ist es?«, fragte Cedric ungeduldig.

»Es geht von dort aus«, orakelte Simmons und deutete auf die Wand hinterm Kopfende des Ehebettes. Seine Hände schnellten abwehrend in die Höhe. »Ein Verbrechen wurde verübt!«, redete er wie in Trance und seine Stimme bebte.

»Was für ein Verbrechen?!«, fuhr Cedric ihn an. »Wir haben jedenfalls keins begangen.«

»Ich weiß es nicht«, erklärte Simmons kühl. »Ich halte es hier keine Sekunde länger aus!«, stellte der Fachmann unvermittelt fest.

Von einem heftigen Schweißausbruch begleitet, der wohl von einer unbestimmten Angst ausgelöst wurde, sammelte Simmons flugs all seine Gerätschaften ein und verließ fluchtartig die Wohnung.

»Was sollen wir denn jetzt tun?«, rief Cedric dem Rutengänger im Treppenhaus hinterher.

»Gehen Sie zu Albert Ryder!«

»Aber Simmons, Ihr Honorar!«, schrie Cedric. Polternd rannte er die zahllosen Stufen hinab, seine Schritte hallten von den Mauern wider. Schon fiel quietschend die Tür ins Schloss, und als Cedric auf die Straße trat, war von Simmons weit und breit nichts mehr zu sehen.

»Ein schnurriger Kauz, dieser Simmons!«, bemerkte Violet.

»Ich würde eher sagen, ein Scharlatan!«, verbesserte Cedric.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte sie. »Wenn er ein Scharlatan ist, warum hat er dann nicht mal sein Entgelt genommen?«

»Das frage ich mich allerdings auch«, gab Cedric zu.

»Vielleicht erfahren wir ja etwas von jenem Albert Ryder«, hoffte Violet.

»Wenn der uns nicht ebenso vertröstet oder die Nerven verliert wie dieser Simmons«, zweifelte Cedric.

\* \* \*

Am darauffolgenden Tag suchten die Slaters Albert Ryder auf, der in einem halb verfallenen Haus am Rand der Stadt wohnte. Als es an seiner Tür läutete, lugte der Alte misstrauisch durch die Gardinen.

»Was wollen Sie?«, rief er mit brüchiger Stimme.

»Sie wurden uns von Simon Simmons empfohlen«, antwortete Violet brav, denn der durchdringende Blick des Greises flößte ihr Respekt ein. »Wir haben da ein kleines - nein - eigentlich ein großes Problem«, berichtigte sie sofort, als sie sah, dass das Interesse aus seinen lauenden Augen wich.

»Jaja, so ist das!«, murmelte der Alte selbstgefällig. »Erst lachen sie über mich und sagen, ich sei verrückt, aber wenn sie ein Problem haben und niemand ihnen helfen kann« - er machte eine bedeutungsvolle Pause und grinste verhohlen -, »dann kommen sie zu mir, dem alten Ryder! Haha! Ist das nicht komisch?«

Violet und Cedric sahen einander enttäuscht an.

»Der ist doch bereits senil!«, zischte Cedric missmutig und gehässig.

»Ich mag zwar senil sein, aber hören kann ich noch ganz gut«, entgegnete der Alte mürrisch.

Erschrocken wendeten die Slaters den Kopf.

»Kommen Sie nur herein!«, forderte Ryder sie auf. »Bei einer Tasse Tee lässt sich alles besser besprechen.«

\* \* \*

»Was Sie da berichtet haben, ist mir nichts Neues«, entzauberte Ryder das scheinbar unergründliche Rätsel. Sein dünnes, eisgraues Haar hing ungepflegt in die Stirn und die buschigen weißen Brauen verliehen den aufgeweckten schwarzen Augen einen strengen Ausdruck. »Die Wohnung ist in den letzten paar Jahren bestimmt fünfmal weiterverkauft worden. Lange hält's dort keiner aus.«

»Und woher rührt der Geruch?«, warf Cedric ungeduldig ein. Violet versetzte ihm einen Rippenstoß.

»Wenn Sie es erst mal wissen, werden Sie sich in Ihren vier Wänden unwohler denn je fühlen. Hahaha!«, lachte Ryder rau. »Sie haben sicher schon von Bauopfern gehört.«

»Bauopfer?!«, flüsterte Violet schauernd.

»Ich möchte Ihnen etwas zeigen«, sagte der Greis, entfernte sich und verschwand in einem Hinterzimmer. Nach einigen Minuten kam er mit einem Stapel Zeitungen zurück. »Fast hundert Jahre sind die alt«, erklärte er stolz. »Einer meiner Vorfahren arbeitete als Reporter. Er war ein paar Monate hinter einer heißen Story her. Dabei handelte es sich um den Fall Arthur Carrington, der seinerzeit für Wirbel sorgte. Doch lesen Sie selbst!«

Eine Stunde lang suchten die Slaters nach Hinweisen in den vergilbten Blättern, bis sie fündig wurden.

»Arthur Carrington senior gab den Bau eines Hauses auf seinem Grundstück in Auftrag. Irgendwann, als die Arbeiten in vollem Gange waren, wurde sein Sohn Arthur Carrington junior entführt und seitdem nie wieder gesehen«, fasste Violet zusammen. »Und was hat das mit unserem Problem zu tun?«

»Mir scheint, Sie haben das Wichtigste überlesen, meine liebe Mrs Slater«, ermahnte sie der Greis und er lachte leise. »Der alte Carrington forderte von dem Baumeister die Errichtung eines Hauses, das hundert Jahre stehen, nie verfallen und von allem Übel, wie beispielsweise Brandstiftung oder Naturkatastrophen, verschont bleiben sollte. - Meinen Sie nicht auch, dass das Haus, in dem Sie wohnen, ein bisschen zu frisch aussieht, wenn man bedenkt, dass es nie renoviert wurde?«

Die Slaters starrten ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

»Es war nur eine Vermutung meines Ahnen, aber ein Einzelfall wäre es beileibe nicht.« Mit diesen Worten wandte sich Ryder ab, setzte sich in seinen Sessel und nahm ein Buch zur Hand.

»Was sollen wir denn jetzt tun?«, erbat Violet verzweifelt seinen Rat.

»Ein sehr interessantes Buch, Mrs Slater!«, entgegnete der Alte. »Es handelt von verborgenen Energien und Kraftfeldern -«

»Mr Ryder«, unterbrach sie ihn, »was wird nun mit unserer Wohnung?«

»Vielleicht können wir eines Tages durch Verdichtung der Gedanken und die Macht des menschlichen Bewusstseins eine neue und unerschöpfliche Energiequelle erzeugen«, quasselte der Greis weiter, bereits in die verworrenen Theorien des Buches versunken.

»Ach!« Violet rannen die Tränen über die Wangen.

»Für ihn ist die Sache erledigt«, beruhigte Cedric seine Frau und fasste sie sanft am Arm. »Lass uns gehen!«

Später dann, als die Slaters am Kaminfeuer saßen, fragte Violet ihren Gatten: »Was hältst du von der Bauopfer-Story?«

»Ich weiß nicht«, meinte Cedric. »Jedenfalls habe ich mich selten so gegruselt.«

\* \* \*

Kurzfristig hatten die Slaters Urlaub genommen und waren für einige Tage weggefahren, um nicht fortwährend den üblen Geruch erdulden und nicht die ganze Zeit an die grässliche Geschichte denken zu müssen, die sie bei Albert Ryder in Erfahrung gebracht hatten.

Als sie am ersten Abend nach ihrer Rückkunft das Schlafzimmer betraten, bemerkten sie, dass die Tapete hinter dem Kopfende ihres Bettes ziemlich schäbig aussah. Bei genauerer Betrachtung zeigte sich, dass ein großer Teil davon beinahe lose herunterhing beziehungsweise abblätterte.

»Wir müssen das frisch tapezieren lassen«, legte Cedric fest.

»Ich werde morgen den Maler anrufen und mich beschweren. Es ist unerhört«, empörte sich Violet, »dass uns nach den paar Wochen bereits die Wandverkleidung auf den Kopf fällt.«

\* \* \*

Zwei Wochen später - die Slaters hatten gerade den Leimgeruch aus dem Raum verbannt - begann der Spuk von vorn. Als Cedric eines Mittags die Tür öffnete, war die neue Tapete vollständig abgerutscht.

»Das geht nicht mit rechten Dingen zu!«, hauchte Violet leise, so als befürchte sie, von den Mauern belauscht zu werden.

»Anscheinend liegt es weder an der Tapete noch am Maler. Es müssen vielmehr die Wände selbst sein. Uns bleibt nichts anderes übrig, als sie mit Farbe anzustreichen«, bestimmte Cedric.

Gesagt, getan. Doch nach einer Woche schon fing der Putz zu bröckeln an. Violet kehrte täglich eine kleine Schaufel

voll Mörtel zusammen.

»Wenn das so weitergeht, stürzt noch die Decke ein«, prophezeite Cedric.

\* \* \*

Ein gellender Schrei riss Cedric am folgenden Morgen aus dem Schlaf. Er fuhr auf und sah Violet vor sich auf dem Bett hocken. Sie starrte wie gebannt auf die hinter ihm befindliche Wand und in ihren Augen spiegelte sich das blanke Entsetzen wider.

Schreckliches ahnend, drehte er langsam den Kopf. Aber der Anblick, der sich ihm da bot, übertraf seine schlimmsten Erwartungen. Die Mauer lag bloß und zwischen den nackten Ziegeln klebte ein Skelett mit schauderhaft verrenkten Gliedern. Es war ein Bild des Grauens.

\* \* \*

Zwei Stunden später huschten Polizisten dienstbeflissen durch die Wohnung der Slaters, krochen flink auf dem Boden herum, untersuchten eifrig das Schlafgemach. Ein Arzt nahm die Gebeine des Bauopfers genauer unter die Lupe und entfernte zwecks späterer Analyse Proben des Knochengerüsts.

»Wissen Sie etwas Näheres über den Fall?«, wandte sich nun der Kommissar an Violet.

»Sie fragen am besten Albert Ryder. Der weiß alles.«

»Ryder? Ist der nicht ein bisschen - ?«

»Sie meinen - verrückt!«, lächelte Violet gequält. »Mir kommt er gar nicht mehr verrückt vor. Ryder wird Ihnen bestimmt gern einiges über das Verschwinden von Arthur Carrington junior erzählen.«

»Arthur Carrington junior?« Der Kommissar zog die Augenbrauen hoch. »Vielleicht sollte ich diesem Ryder nachher mal einen Besuch abstatten«, beschloss er rasch.

\* \* \*

Am nächsten Morgen bugsieren zwei angeheiterte Muskelmänner das Bauopfer durch das Haus hinunter zum Leichenwagen, wobei sie torkelnd Witze reißen und bei jedem Treppenabsatz mit dem Sarg anecken. Violet und Cedric begleiten Arthur Carrington junior auf seinem Weg zum Friedhof.

»Übermorgen wird er beerdigt«, verspricht ihnen dort der Verwalter des Kirchhofs.

»Dann wird er endlich in Frieden ruhen, der arme Kerl«, hofft Cedric.

Kurz darauf nehmen die Slaters ein Taxi, um zu ihrer Wohnung zurückzukehren.

Sirenen heulen, als der Wagen sich seinem Ziel nähert. Schreie verzweifelter Menschen hallen durch die Straßen. Polizei, Sanitäter und ein Rettungstrupp laufen um die Wette. Und wo noch vor Stunden das stolze Haus stand, ist nur mehr ein rauchender Berg von Asche, Schutt, Mauern, Möbeln und Toten geblieben.

# Das Leben nach dem Tode

Heutzutage gibt es eine ganze Reihe von plausiblen Gründen, lieber zu Hause zu bleiben als hinauszugehen. Die einen finden es angenehmer, parfümierte Zimmerluft zu atmen, anstatt naserümpfend durch die mit Abgasen verpestete Stadt zu laufen. Den anderen ist es einfach zu anstrengend, sich mal eine halbe oder gar eine ganze Stunde zu Fuß fortzubewegen. Wie viel gemütlicher sitzt man doch da im Fernsehsessel oder am Steuer eines Wagens! Manche Leute wiederum kommen kaum bis zur gegenüberliegenden Straßenseite, weil der leidige Verkehr ihnen das Überqueren der Fahrbahn schier unmöglich macht.

Mrs Emma Houston hindert nichts von alledem daran, ihre Wohnung zu verlassen. Wie fast jeden Nachmittag sitzt sie auf ihrem kleinen roten Sofa. Auf dem Couchtisch vor ihr steht eine halb volle Tasse Tee und eine Schale mit Biskuits. Mit dem Taschentuch in ihrer Rechten trocknet sie auf umständliche Weise die dicken Tränen hinter dem Brillenglas. In der Linken hält sie das Foto ihres verstorbenen Sohnes Gary. Dieses abgegriffene Bild ist das Einzige, was ihr von ihm geblieben ist. Unendlich schmerzlich war der Verlust und noch immer tut jeder Gedanke an Gary weh. Qualvolle Erinnerungen werden wach bei der 50-Jährigen, die seit jenem Tag gebrochen ist - seit jenem Tag im Mai. Vor ihrem geistigen Auge gaukeln die Szenen des traurigen Ereignisses.

Es war ein wunderbarer Frühlingstag mit Sonnenschein und mildem Wind, einer von diesen Tagen, die die Welt im hellsten Licht erscheinen und uns alle Sorgen vergessen lassen, den Müdesten munter, den Trübsinnigsten fröhlich machen und selbst den stursten Nihilisten für kurze Zeit davon überzeugen, dass das Dasein auf Erden nicht schlecht ist. Nach so vielen tristen Monaten ging jedem das Herz auf. Plötzlich sah alles freundlicher aus: Die Häuser waren hübscher, die Wiesen grüner, der Himmel blauer.

Just an diesem schönen Tag war auch Mrs Emma Houston zu Unternehmungen aufgelegt. Sie wollte sich endlich einmal wieder mit ihrer alten Freundin treffen, bei einem ausgedehnten Spaziergang über dies und das plaudern, Tee trinken und Kuchen essen, kurzum, einen anregenden Nachmittag verleben. Gerade stand sie vorm Spiegel, um eingehend ihr Äußeres zu prüfen - da klingelte das Telefon. Sie nahm den Hörer ab.

»Emma Houston. Guten Tag!«, meldete sie sich.

»Hier ist Schwester Sandy Allman«, stellte sich die Anruferin vor. »Ihr Sohn hatte einen schweren Autounfall. Kommen Sie bitte sofort ins Hospital!«

Mrs Houstons Hand zitterte, als sie die Anschrift der Unfallklinik notierte.

Auf der Fahrt ins Krankenhaus peinigte sie immerzu die eine Frage: Warum ihr Sohn? Ausgerechnet Gary? Wo sie doch niemand anders hatte! Ihr Mann war ja bereits seit zehn Jahren tot, ihre Tochter wohnte jetzt in Amerika und sonst gab es keinen, der ihr nahestand. Nur ein Gedanke beherrschte sie: Er darf nicht sterben! Deshalb faltete sie ihre Hände zum Gebet. Unentwegt murmelte sie: »Er darf nicht sterben!«

In der Klinik herrschte Tumult. Ärzte und Schwestern eilten sichtlich überlastet von Zimmer zu Zimmer. Türen flogen auf, knallten zu. Krankenpfleger schoben emsig Betten durch die restlos überfüllten Korridore. Manche Wartenden klammerten sich ängstlich und hilflos an ihre Begleiter; manche sanken händeringend in die Knie. Die einen waren stumm und wie gelähmt vor Entsetzen und konnten nicht begreifen, dass der geliebte Mensch für immer von ihnen gegangen war; die anderen reagierten hysterisch mit fürchterlichem Gelächter, irrem Kreischen und Weinkrämpfen. Eine alte Frau heulte gellend auf und raufte sich die grauen Haare.

Wie betäubt durch das Stimmengewirr und die eigene Verzweiflung trieb es Mrs Houston einfach vorwärts.

»Hier ist der Zutritt verboten, Madam!«, mahnte sie schließlich eine Krankenschwester.

»Mein Sohn!«, flüsterte Mrs Houston mit tränenerstickter Stimme.

Plötzlich rief eine Frau am Ende des Korridors schrill: »Mrs Houston? Ist eine Mrs Houston da?«

»Hier bin ich! Hier!« Sie lief, so schnell sie die Füße trugen.

Ein Arzt kam aus der Intensivstation und schritt schnurstracks auf die Arme zu. »Es tut mir sehr leid. Wir konnten bedauerlicherweise nichts mehr für Ihren Sohn tun.«

Mrs Houston stand wie angewurzelt da. Der Doktor zählte ihr in kühler Fachsprache all die Verletzungen auf, denen Gary nunmehr erlegen war. Sie hörte es wie aus der Ferne, denn sie spürte einzig und allein den Schmerz.

»Kann ich ihn noch einmal sehen?«, fragte sie schluchzend. Mit dem Taschentuch trocknete sie die Tränen, aber

unaufhörlich quollen neue hervor.

Behutsam schob der Mediziner Emma Houston in das Sterbezimmer. Sie betrat den Raum mit schlotternden Knien. Bang war ihr ums Herz, als sie den leblosen Körper ihres Sohnes im Bett liegen sah. Die weißen Laken bedeckten seine schlaffen, durch den Unfall entstellten Glieder. Nur sein Gesicht war offen, spitz und bleich, durch blutige Schrammen verunziert - eine gnadenlose Manifestation des Todes. Von unbeschreiblichem Schrecken geschüttelt, wandte sie sich ab. Keine Sekunde länger mochte sie den grauenvollen Anblick ertragen, der die Pein ins Unerträgliche steigerte.

»Ihr Sohn war ja noch recht jung«, hob der Chirurg an und vermied es dabei, der Mutter in die Augen zu sehen. »Einige seiner Organe sind unversehrt. Sie könnten anderen Menschen das Leben retten. So wäre sein Tod nicht völlig sinnlos.«

Mrs Houston, mit der Situation überfordert und unfähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen, willigte widerstandslos ein. Sie hätte in diesem traurigen Moment, dem traurigsten ihres ganzen Lebens, selbst ihr eigenes Todesurteil ohne Zögern unterschrieben, denn sie wollte bloß eines - die Klinik auf dem schnellsten Wege verlassen. Kopflos stürzte sie hinaus.

\* \* \*

Monate waren seit jenem Tag verflossen und die Sonne lugte nur noch selten durch die sich am Himmel auftürmenden Wolken. Die Fassaden der Häuser waren feucht und bedrohlich grau. Der Herbst hatte seinen braunen Teppich ausgelegt und das Laub fiel von den Bäumen wie ein Regen verwelkter Blätter. Allerorten roch man Fäulnis und fühlte einen Hauch von Melancholie und Vergänglichkeit.

Im letzten halben Jahr war Emma Houston merklich gealtert. Grau war nun der vorherrschende Farbton in ihrem Haar und ihr Gesicht war von neuen Runzeln zerfurcht. Die dunkelblauen Augen hatten ihren Glanz verloren. Die gewölbte Stirn, die kräftige Nase, der strenge Mund und das kantige Kinn - früher Kennzeichen ihrer starken Persönlichkeit - zeugten jetzt von Gram und Verzweiflung. Mrs Houston hatte den Tod ihres Sohnes nicht verwunden, aber mit der Zeit waren alle Tränen versiegt. Sie hatte gelernt, ohne Gary weiterzuleben.

Heute wollte sie zum Einkaufen in die Stadt fahren. Wie gewöhnlich verließ sie das Haus, überquerte die Straße und lief bis zur Haltestelle. Hier wartete sie ein paar Minuten. Dann kam der richtige Bus und sie stieg ein. Sie schaute flüchtig zum Fahrer. Obwohl sie den Mann noch nie gesehen hatte, schien er ihr bekannt zu sein. Warum war sie bloß so beunruhigt? Sie ging bis zum ersten freien Platz; dort setzte sie sich nieder. Wie jedes Mal, wenn sie eine lange Fahrt vor sich hatte, schweiften ihre Blicke von einem zum anderen. An einem Herrn links von ihr blieben sie hängen. Er hatte ebenfalls etwas Vertrautes an sich.

Der Bus fuhr los. Sofort schlängelte sich der Schaffner durch die Reihen und kassierte diejenigen Gäste ab, die gerade zugestiegen waren. Wie unheimlich! Auch sein Äußeres erregte Mrs Houstons Argwohn. Seine Nase glich bis ins kleinste Detail Garys Nase. Eingehend musterte sie nun die übrigen Passagiere. Ihr Nachbar zum Beispiel: Seine Ohren waren verschieden und das linke sah aus wie ein Ohr ihres Sohnes. Und der Herr vis-à-vis? Bei ihm war es das rechte Ohr! Mrs Houston zitterte am ganzen Leib. Das konnte doch nicht wahr sein!

Ein junger Mann trat zu ihr und legte beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm. »Ist Ihnen nicht gut? Kann ich Ihnen helfen?«

Sie erkannte es an den Fingern - kein Zweifel! Das war Garys Hand.

Entsetzt stand sie auf und taumelte den Gang entlang. Schaudernd betrachtete sie die Fahrgäste. Jeder einzelne erinnerte sie an ihren verlorenen Sohn. Beim einen war es das Kinn, beim anderen das Haar. Es war wirklich grauenhaft! Emma Houston wollte nur noch den Bus verlassen. Gottlob! Er hatte soeben eine Haltestelle erreicht. Als sie beim Fahrer vorüberging, wusste sie, dass sein Mund einmal Gary gehört hatte.

Wieder auf der Straße, begann sie sich zu fassen. Das waren Trugbilder! Die Trauer um ihren Sohn zermürbte sie allmählich und nun spielten die Nerven ihr einen Streich. Den Tränen nahe, überquerte sie die Straße, um zur anderen Haltestelle zu gelangen. So schnell wie möglich wollte sie nach Hause zurückkehren. Da stieß sie mitten auf der Fahrbahn mit einem Mann zusammen, der anscheinend sehr in Eile war.

»Verzeihen Sie bitte!«, entschuldigte er sich und blickte sie dabei mit Bedauern an.

Mrs Houston verlor fast den Verstand. Der junge Mann hatte Garys klare graue Augen.

\* \* \*

An all dies erinnert sich Emma Houston seit jenem Tag stets, wenn sie das Foto ihres Sohnes betrachtet. Sie sitzt noch

immer auf ihrem kleinen roten Sofa. Vor ihr auf dem Tisch steht die halb volle Tasse Tee und die Schale mit den Biskuits. Jetzt erhebt sie sich und geht zum Fenster. Sie zieht die Gardine zurück und späht hinunter auf die Straße. Oft genug hat sie versucht, wieder hinauszugehen, aber irgendjemand kommt ihr dann doch entgegen, und ebender scheint einen Körperteil von ihrem Sohn zu haben.

Freunde und Bekannte haben natürlich mit der Zeit bemerkt, dass Emma etwas quält, doch sie will freilich keinem davon erzählen. Nun ist das Telefon ihre einzige Verbindung zur Außenwelt. Alles, was sie braucht, lässt sie sich liefern. Nein, sie will niemanden mehr sehen.

Da klingelt es an der Tür. Mrs Houston schaut durch den Spion. Es ist Hamilton, der Privatdetektiv. Sie schließt auf. »Guten Tag, Madam! Ich habe gestern Nacht auftragsgemäß das Grab geöffnet. Es muss da ein Irrtum vorliegen - der Sarg ist leer! Es tut mir aufrichtig leid für Sie.«

Emma Houston drückt dem Detektiv die andere Hälfte des geforderten Entgelts in die Hand und klappt die Tür hinter sich zu.

Da hat sie fast ein Jahr lang Blumen auf ein leeres Grab gelegt und um Gary geweint. Ist das nicht makaber? Ist das nicht lächerlich? Er hat doch dank der modernen Transplantationschirurgie genau das erreicht, wovon Menschen seit alters träumen. Er hat ein Leben nach dem Tode - sogar mehrere Leben! Er lebt in anderen Menschen weiter, vielleicht in zehn, vielleicht in zwanzig - aber er lebt!

# Television City

Wie viele Stunden verbringen Sie täglich vor Ihrem Fernsehgerät? Hand aufs Herz! Es dürften so einige Stunden sein. Trotzdem nehme ich an, dass fernsehen noch nicht zu Ihrem Lebenszweck geworden ist. Wenn Sie Muße haben, erzähle ich Ihnen nun von einer Stadt, wo die bewegten Bilder längst realer erscheinen als die Welt vor der Haustür. Der Einfachheit halber nenne ich sie Television City - ich will ja niemandem zu nahe treten.

Irgendwo in dieser großen, weiten Welt gibt es eine merkwürdige Stadt namens Television City. Wenn du schnurstracks immer geradeaus gehst, gelangst du auf eine Prachtstraße, über der ein riesiges Begrüßungsschild prangt. »Welcome to Television City« laden dich die fetten schwarzen Lettern darauf ein. Daneben ist ein Vergnügungspark abgebildet. Betrachtetest du diesen näher, dann glaubst du die dröhnende Musik eines Jahrmarkts zu hören, siehst die bunten Lichter eines Karussells aufleuchten, riechst den Duft von frischen Waffeln und vernimmst Gelächter. Du fühlst dich unmittelbar in ein Gewimmel versetzt und möchtest dich am liebsten sofort ins Getümmel stürzen.

Wendest du jedoch den Blick ab von diesem Plakat und schaust dich einmal mit offenen Augen um, so stellst du mit Entsetzen fest, dass die ganze Stadt wie ausgestorben ist. Die Straßen sind sauber, aber leer, die Häuser sind zwar anscheinend bewohnt, doch kein Laut dringt durch die Fenster an dein Ohr, und so sehr du dich auch bemühst, ein Gesicht hinter den dicken Gardinen auszumachen - dein Streben wird vergebens sein.

Allmählich kommt es dir vor, als befändest du dich in einer Geisterstadt oder in einem Traum, der sich langsam vom Wunschbild zur Horrorvision wandelt. Ohne wirklich zu begreifen, was um dich herum geschieht, verspürst du nach und nach die unheimliche Atmosphäre des Ortes. Du beäugst noch einmal (jetzt fast ungläubig) das Werbeschild - den Willkommensgruß mit der lebendigen Szene. Da scheint es dir plötzlich, als wäre das starre Bild das einzig Bewegliche an jenem Ort, als hätte es die Energie dieser Stadt in sich aufgenommen, als wäre es eine auf Blech verewigte Erinnerung an eine längst vergessene Zeit.

Da es hier offensichtlich nichts Erwähnenswertes gibt, machst du enttäuscht auf dem Absatz kehrt und verlässt Television City schnellstens. Allen Leuten, die du triffst, wirst du sagen, dass es sich nicht lohnt, dorthin zu fahren, weil die Stadt so hohl und tot ist wie der untere linke Backenzahn deines Onkels Fred. Und da sich die meisten Leute verhalten wie du, kommt nur sehr selten jemand nach Television City. Hättest du jedoch hinter die Gardinen zu blicken gewagt, dann hättest du entdeckt, dass in jener Stadt genauso viele Menschen wie Fernsehapparate existieren und dass zwischen ihnen eine sonderbare Verbindung besteht.

\* \* \*

Eugene Huxtable hat sein bisheriges Leben ausschließlich in Television City verbracht. Sein Äußeres ist unauffällig, sein Haar ist stumpf und dessen Farbe unbestimmbar. Eugenes Augen wirken müde, sein Körper ist saft- und kraftlos. Nur den Kopf reckt er stets krampfhaft nach vorn. Sein blasser Teint verleiht ihm ein ungesundes Aussehen und rührt wohl daher, dass er seit Jahren die Wohnung nicht mehr verlässt und der aufgehenden Sonne schon am frühen Morgen mittels dichter Gardinen den Zutritt verwehrt.

Eugenes Tagesablauf ist immer gleich. Um acht Uhr steht er auf, weil dann die erste interessante Fernsehsendung beginnt. Nach sechzehn Stunden mannigfaltiger Unterhaltung, Politik und Sport, Quiz und Musik, Horror- und Trickfilmen, Nachrichten und Magazinen, Talkshows und Serien, Action und Science-Fiction, den aktuellen Koch- und Einkaufs-, Kultur- und Veranstaltungs-, Diät- und Schönheits-, Fitness- und Ernährungs-, Reise- und Freizeit-, Gesundheits- und Verbrauchertipps, Ratgebern in Sachen Recht und Straßenverkehr und jeder Menge Werbung ist er bestens über den letzten Modetrend und die jüngsten Verbrechen, die neuesten wissenschaftlichen Forschungsergebnisse, die Korruptionsvorwürfe gegen die Regierung, die Sexskandale der Filmstars und den bevorstehenden Krieg zwischen den Ländern X und Y informiert und kann beruhigt zu Bett gehen; denn alles, was in den folgenden acht fernsehfreen Stunden geschieht, wird er frisch aufbereitet in den Morgenmagazinen hören. So versäumt er nichts, rein gar nichts. Er weiß genau, was in der Welt passiert.

Nun werden Sie sagen: »Der Mann muss doch mal ein paar Dinge erledigen, zum Beispiel Nahrungsmittel und Kleidung kaufen!«

Obgleich es unglaublich erscheint - Eugene wird gut versorgt. Jeden Abend pünktlich um halb acht serviert man ihm ein warmes Mahl und gibt ihm seine Ration für Frühstück und Mittagessen sowie Gebäck für den Nachmittag. Hat er Extrawünsche, wie Wäschewaschen oder Säubern, braucht er Kaffee, Tee oder Gewürze, benötigt er neues Geschirr - kein Problem! Er heftet einfach eine Liste an die Tür. Die Artikel werden prompt am nächsten Tag geliefert und Dienstleistungen binnen zwei Tagen erbracht. Die Putzkolonne arbeitet zuverlässig, zügig und stumm. Kaum dass er ihre Anwesenheit überhaupt bemerkt, geschweige denn, dass sie ihn beim Fernsehen stört, ist seine Wohnung innerhalb einer Stunde so frei von Staub und Erregern wie ein vorbildliches Hospital. Am Zehnten eines jeden Monats erhält er den druckfrischen Versandhauskatalog und muss nur ankreuzen, was ihm gefällt - 48 Stunden später steht es für ihn bereit. Selbst Behördengänge werden Eugene abgenommen, ohne dass er sich dafür vom Sofa erheben muss.

Bleibt schließlich die Frage, wer Hunderte von Mitarbeitern für eine so umfassende Kundenbetreuung beschäftigt. Na, haben Sie's erraten? Es ist natürlich die TV-Service-Union, die in Television City einen groß angelegten Feldversuch durchführt mit dem Ziel, das Fernsehprogramm perfekt dem Geschmack der Bevölkerung anzupassen. Darüber hinaus erforscht man den Einfluss von Werbespots auf das Kaufverhalten der Verbraucher. So werden die Einschaltquoten und die damit verbundenen Einnahmen weiter erhöht und das Medium Fernsehen samt seinen Nutzern total kontrolliert. Während unaufhörlich die Zeit verrinnt, fristet also der gläserne Zuschauer Eugene Huxtable sein Dasein zwischen Bett und Sessel jahraus, jahrein.

\* \* \*

Eines Tages wachte Eugene auf, ging wie gewohnt zur Flimmerkiste und schaltete sie ein, aber kein Bild erschien auf dem dunklen Schirm. Ungläubig überprüfte er Antenne und Steckdose, versuchte erneut, dem Gerät Leben einzuhauchen, doch der Fernseher blieb stumm wie ein Fisch und schwarz wie die Nacht. Eugene konnte gar nicht fassen, dass sein treuer Freund und Begleiter ihn im Stich gelassen hatte. In seiner Verzweiflung rannte er zum Telefon, als gelte es, ein Leben zu retten, und unterrichtete sofort die TV-Service-Union, die ihm daraufhin zusicherte, noch bis zum Abend ein Ersatzgerät bereitzustellen.

Griesgrämig starrte Eugene auf den toten Kasten. Der Bildschirm war trüb wie ein gähnender Abgrund und Stille erfüllte den düsteren Raum. Träge und lustlos kaute Huxtable mindestens eine Stunde an dem Brötchen, das die TV-Service-Union geliefert hatte. (Komisch, dass er erst jetzt wahrnahm, dass das Frühstück einfach grässlich war! Der Kaffee war eine graue, bittere Brühe und das Brötchen ein bröckliges Etwas, dessen Einzelteile sich im Mund zu einer breiigen Masse vereinigten, die wirklich übel schmeckte und die hinunterzuschlucken Überwindung kostete.) Dabei richtete Eugene seinen leeren Blick unentwegt auf den Fernseher, als ließe sich der arbeitsmüde Gesell durch inständiges Bitten wenigstens zu einem Testbild erweichen.

Dann trat Huxtable ans Fenster und zog vorsichtig den schweren Vorhang zurück, gerade so, als erwarte ihn Schreckliches dort draußen. Stattdessen lachte ihm die Sonne in sein aschfahles Gesicht. Geblendet von dem hellen Licht wandte er sich anfangs ab, schaute jedoch immer wieder hinaus. Er hatte fast vergessen, dass auch über Television City der Himmel blau und die Sonne gelb war.

Langsam drang der Begriff »spazieren gehen« in sein Bewusstsein vor. War heute nicht der ideale Tag für einen kleinen Spaziergang? Eilig lief er zum Kleiderschrank, holte irgendetwas heraus, zog sich an und verließ seine Wohnung. Man konnte meinen, dass er befürchtete, die gesamte Außenwelt sei nur eine vorübergehende Erscheinung, die er schnell noch erhaschen müsse, bevor sie sich wieder verflüchtige.

Als Eugene auf die Straße trat, empfing ihn eine herrliche Sommerlandschaft. Jedes Detail nahm er begeistert in sich auf: die riesigen dunkelgrünen Bäume, den azurblauen, wolkenlosen Himmel, die warme gelbe Sonne, die nach Blüten duftende Luft, die leichte Brise. Bequeme Bänke vor leuchtenden Blumenbeeten, in denen sich Schmetterlinge mit seidig glänzenden Flügeln tummelten, luden zum Verweilen ein. Es war einfach unbeschreiblich! Mit vor Staunen geweiteten Augen schlenderte er die Hauptstraße entlang und er genoss jeden Schritt. Die Eindrücke stürmten auf ihn ein: herzerfrischender Vogelgesang, das Raunen des Windes, das Flüstern der Blätter ...

Anfangs bemerkte Eugene nicht, dass außer ihm niemand unterwegs war. Erst nach und nach nahm er es wahr. Leere Gassen, leere Plätze, leere Bänke. Je näher er der Innenstadt kam, desto offensichtlicher wurde die Verlassenheit des Ortes.

Unversehens hielt er inne. Erinnerungen an seine Kindheit überwältigten ihn. Wie quicklebendig die Stadt einst gewesen war! Szenen des Glücks und des Leides, der Trauer und der Freude hatten damals die Straßen beherrscht. Heute hingegen schien der Ort nur mehr Kulisse zu sein, genauso fremd und unwirklich wie die Helden in Huxtables

Lieblingsserie.

In Gedanken versunken, lief Eugene durch die scheinbar tote Stadt. Grau und bedrohlich muteten ihn jetzt die Häuser an. Hinter all den dichten Gardinen hielten Bilder sendende Monster unzählige Seelen gefangen. Welch ein Segen, dass sein Fernseher den Geist aufgegeben hatte! Das Herz hüpfte ihm vor Erleichterung. Er fühlte sich wie eine ihrem Peiniger entflohene Geisel. Er war noch einmal glimpflich davongekommen, einem lebenslangen Gewahrsam entronnen. Der Bann war gebrochen, vorüber war die Knechtschaft! Nie wieder würde er fernsehen - das schwor er sich an diesem Tag.

Da kam er an einer Buchhandlung vorbei. Er blieb stehen und blickte durch die trüben Fensterscheiben. Erneut wurden längst verschüttete Erinnerungen wach. Früher war er ständiger Gast gewesen bei Uncle Adam. (So nannten die Kinder seinerzeit den gutmütigen Geschäftsinhaber, der stets ein Tässchen Tee oder Kakao für sie bereithielt.) Eugene dachte an die schweren Bücher, die er und viele andere damals für den Literaturunterricht hatten lesen müssen. Oftmals hatten sie sich dann beim Büchernarren Uncle Adam versammelt, der die öde Pflichtlektüre anregend darbot und seine kleinen Gäste mit Kakao und Naschwerk verköstigte. Meist hatte er danach eines seiner (erlebten oder erfundenen) Abenteuer zum Besten gegeben, und zum Schluss, wenn es draußen langsam dämmerte, von Geistern und Vampiren und allerlei grausigen Dingen berichtet. Dabei hatten seine schwarzen Augen wie zwei Stück Kohle gefunktelt und sein grau meliertes Haar im eigens zu diesem Zweck entfachten Kerzenlicht silbern geschimmert.

Als all diese Bilder aus vergangenen Zeiten vor Eugenes innerem Auge abliefen gleich einem alten Hollywood-Streifen, wurde er einer Person gewahr, die in Uncle Adams Laden an den drei Meter hohen Regalen in gebückter Haltung entlangschlich. Sollte der Alte mit dem schlohweißen Haar wirklich Uncle Adam sein? Mit der Faust pochte Eugene an das Schaufenster.

Gemächlich trottete die Gestalt mit gesenktem Kopf zur Eingangstür und drehte den Schlüssel im Schloss.

»Uncle Adam, bist du es?«, rief Eugene. Er traute seinen Augen kaum. Er war es!

In der Tat, das war Uncle Adam! Ein abgemagerter Mann, unrasiert und zerlumpt, mit schütterem, ungepflegtem Haar, schadhafte, gelbe Zähne und einem Gesicht so faltig wie ein Stück Papier, das man zerknüllt in den Abfallkorb geworfen, wieder herausgefischt und geglättet und dann von neuem zerknittert hat. Lediglich seine Augen hatten den ehemaligen Glanz bewahrt, so wild und entschlossen wie in Eugenes Kindheit.

»Ich bin's, Eugene Huxtable!«, rief er und breitete die Arme aus, als hätte er zwanzig Jahre lang auf diesen Moment gewartet.

»Huxtable - hm! - Huxtable -«, murmelte der Greis. Er versuchte verzweifelt, sich an den Namen zu erinnern. Doch in zwanzig Jahren vergisst man viel, und wenn man in diesen zwanzig Jahren alt geworden ist, vergisst man noch viel mehr.

»Tut mir leid, Mister!«, brummelte Uncle Adam mit brüchiger Stimme. »Ich weiß nicht, wer Sie sind. Nun, da Sie schon mal hier sind, kommen Sie nur rein.« Und er machte eine Handbewegung, die nicht gerade einladend wirkte.

Eugene trat in den Laden. Heute roch es nicht nach Kakao. Außerdem wurde seine Wiedersehensfreude durch Uncle Adams Vergesslichkeit etwas getrübt. Der Alte stützte sich unterdessen auf einen klapprigen Stuhl. Eugene sah seine Hände zittern. Wie hatte er sich verändert! Wo war der stolze Mann geblieben, den er aus verflossenen Tagen kannte? Der Greis betrachtete seinen Gast mit Augen, aus denen Verbitterung und Einsamkeit sprach. Dass ihn nach so vielen Jahren noch einmal jemand besuchte, war wie ein Wunder für ihn.

Schließlich schlurfte Uncle Adam in ein kleines Hinterzimmer und verschwand dort für etwa eine Viertelstunde. Eugene schritt indessen die schier endlosen Reihen aufgestapelter alter Bücher ab, die genauso verlassen und verloren wirkten wie ihr Besitzer. Dann knarrte die Tür und der Greis kam zurück in das Geschäft, in jeder seiner gichtigen Hände eine Tasse Tee haltend.

»Was für ein Trubel war früher in diesem Ort! Und jetzt ist alles wie ausgestorben. Keiner lässt sich mehr blicken«, jammerte Uncle Adam. »Was ist nur aus unserer Stadt geworden? Die Parkanlagen sind von Unkraut überwuchert, die Straßen sind leer, die Plätze öde und verkommen. Wo sind bloß all die Menschen? Warum hocken sie ständig vor diesen unseligen Fernsehern? Keiner, der Musik macht; keiner, der Gedichte schreibt. Die Leute reden ja kaum miteinander, und wenn schon, dann höchstens übers Fernsehprogramm. Ist das nicht eine triste Welt?« Betrübt ließ er den Kopf hängen und Tränen quollen aus seinen traurigen schwarzen Augen.

Eugene trank von dem vorzüglichen Tee. Er genoss jeden Schluck und hörte dem Monolog des Alten aufmerksam zu. Ein Gespräch konnte sich jedoch nicht so recht entwickeln, denn beide berichteten sie von Vergangenen - der Greis, in Nostalgie versunken, und der junge Mann wie jemand, der aus einem Dornröschenschlaf erwacht war.

Inzwischen war es spät geworden und es dämmerte bereits. Eugene konnte seinen Magen nicht länger mit Tee und Gebäck besänftigen; also machte er sich auf den Heimweg. An der Tür fasste Uncle Adam ihn am Arm.

»Es wäre schön, wenn du mich mal wieder besuchst«, sagte er zum Abschied und sein zerfurchtes Gesicht war von einem Bitten, ja Flehen gezeichnet.

»Ich komme bald«, versprach Eugene und trat hinaus auf die Straße.

Die Nacht brach unbarmherzig herein und senkte ihre kühlen schwarzen Schatten über Television City.

\* \* \*

An jenem Abend blieb Eugenes Fernseher ausgeschaltet, obwohl die TV-Service-Union das Ersatzgerät wie vereinbart geliefert hatte. Eine Mischung aus Wehmut und Zorn bewegte Huxtable und verdarb ihm zudem den Appetit. Hastig schlang er die fade Durchhaltenahrung hinunter, um sich den knurrenden Magen zu füllen. Mit dem Vorsatz, nie mehr fernzusehen und sein Leben grundlegend zu ändern - sei es ein Aufstand gegen den Rest der Welt! -, ging er zu Bett, und müde geworden von all den Eindrücken, schlief er sofort ein.

\* \* \*

Als Eugene am folgenden Morgen erwachte, war es sein sehnlichster Wunsch, wie am Vortag spazieren zu gehen. Doch ein Blick aus dem Fenster genügte, ihm die Freude an der Natur zu vergällen. Ein auf die Straßen niederprasselnder Regen, der wie eine zweite Sintflut anmutete, lähmte jäh seinen Tatendrang. So konnte er getrost erst mal in Ruhe frühstücken. Sicherlich würde der Schauer bald nachlassen. Aber auch zwei Stunden später goss es in Strömen und eine Stunde darauf noch heftiger als zuvor, so dass sich die Gassen fast in Bäche verwandelten. Dies war kein Wetter für einen fröhlichen Bummel, und Eugene wollte sich, wenn es nicht nötig war, keine nassen Füße holen. Also musste der Spaziergang verschoben werden und Uncle Adam eben bis morgen warten. So viel Zeit hatte Eugene schon zu Hause vergeudet! Kam es da auf einen weiteren Tag an?

Just in dem Moment, als Huxtable beschloss daheimzubleiben, erhob sich natürlich die Frage, was tun. Alle Arbeiten wurden von der TV-Service-Union erledigt, und in den knapp zehn Jahren, die er jenes fern(seh)gesteuerte Dasein führte, hatte er verlernt, wie man sich sinnvoll beschäftigt. Daher warf er sämtliche guten Vorsätze mit einem Tastendruck über den Haufen.

\* \* \*

Der gerade geschilderte Sommertag, an dem sich Eugenes kleiner Ausflug in die Freiheit ereignete, liegt nun gut fünf Jahre zurück. Wohl flackerte ab und an in Huxtable der Wunsch auf, sein Leben zu ändern, besonders wenn die Sonne mit ihrem freundlichen Licht zum Ausgehen verlockte. Dieses Aufbegehren währte allerdings meist nur einige Sekunden und ausschließlich in den Werbepausen. Deshalb gab es keinen Tag mehr wie jenen im Sommer und Uncle Adam wartete vergebens auf den versprochenen Besuch.

Die Gardinen vor Eugenes Fenstern sind jetzt wieder zugezogen, denn mit der Zeit stört das einfallende Licht beim Fernsehen doch sehr. Uncle Adam ist seit einem Jahr tot, Eugene aber hat das nicht bemerkt. Er ist abgetaucht in die mediale Welt ganz so wie früher, und von Tag zu Tag schwinden die Chancen auf einen Wandel in seinem Leben.

Wenn Sie nicht wie Eugene Huxtable zum Sklaven Ihres Fernsehgerätes werden wollen, dann gehen Sie mal ins Theater oder in die Oper, ins Museum oder auf eine Vernissage. Schreiben Sie Gedichte! Komponieren Sie Lieder! Treiben Sie Sport, falls Sie glauben, Sie tun Ihrem Körper damit etwas Gutes!

Und - Hand aufs Herz! - was haben Sie heute Abend vor? Was? Sie möchten wissen, welchen Kulturgenuß ich auskostete? Na ja! Wenn ich es mir so recht überlege - also, wenn ich ehrlich bin - hm! - nun, Sie werden mir verzeihen, wenn Sie wissen, was ich meine - ich sehe heute Abend fern.

# Der Vegetarier

Falls es Ihnen, meine hochverehrte Leserschaft, noch nicht aufgefallen ist, so gebe ich es hiermit bekannt: Wir leben im Zeitalter der Übertreibungen. Sie brauchen sich nur umzuschauen - alles ist extrem.

Kein Haus ist jemals hoch genug, kein Reiseland ist je zu fern, kein Freizeitsport ist zu gefährlich und keine Mode zu unbequem. So hält die Wirtschaft stets neue Produkte für ihre Konsumsklaven bereit. Der Fortschritt geht ja nicht spurlos an uns vorüber. Und die paar Jahre auf Erden wollen schließlich genossen werden!

Die nun folgende Geschichte spielt in unserer verrückten Zeit. Sie handelt von einer Exzentrikerin, die sehr zur Sprunghaftigkeit neigt, und ihrem Freund, der alles ein bisschen zu ernst nimmt.

Douglas Todd war ein Durchschnittsbürger, der Mann auf der Straße, ein Mensch wie du und ich. Er hatte ein ebenmäßiges, ausdrucksloses Gesicht, wirkte nett und wohlherzogen, solide und gebildet. Er kleidete sich adrett, informierte sich täglich über das Weltgeschehen und ging jeden Morgen brav ins Büro. Vierzig Jahre lang verlief sein Leben ohne Höhen und Tiefen, gerade wie eine Einbahnstraße, die vom Kreißaal direkt ins Jenseits führt. Dann lernte er Deborah kennen, eine hässliche, schrullige 30-Jährige, die sich durch grillenhaftes Gebaren, Launenhaftigkeit und wunderliche Einfälle interessant zu machen verstand und ihn mittels ihrer Überzeugungskraft für jede Idee gewinnen konnte, mochte sie auch noch so hirnverbrannt sein ...

Nichts Böses ahnend, saß Douglas Todd eines schönen Nachmittags in seinem Lieblingscafé, genüsslich an einem Tässchen Tee nippend, eine Pfeife schmauchend, ein Extrablatt in den Händen haltend. Da betrat sie den Raum - eine Erscheinung, aus der Albträume geboren werden! Als wäre es das Natürlichste der Welt, ließ sie sich sofort in den Korbsessel neben Douglas fallen, ohne zu fragen, ob dort ein Platz frei war - eine Bewegung wie aus einem Guss, die reinste Inbesitznahme des Stuhls. Ihr aufdringlich riechendes Parfum verdarb Douglas augenblicklich das Aroma seines Tabaks und den Geschmack des Tees obendrein.

»*Heavenly XUZ*«, kreischte Deborah mit wilden Gesten und so schrill, dass alle im Café es hörten. Dabei starteten die anderen Gäste sie ohnehin an wie ein Wundertier.

»Wie bitte?«, flüsterte Douglas, verärgert über ihre Unverfrorenheit, sich ganz selbstverständlich an seinen Tisch zu setzen, so dass jeder glauben musste, sie sei seine Begleiterin.

»*Heavenly XUZ* ist mein Parfum«, erklärte sie, mit den Händen fuchtelnd. »Es wird der Renner der kommenden Saison. Warten Sie es ab, mein Freund!« Ihre Zeigefinger zeichneten Spiralen in die Luft und ihre Augen rollten, als hätte sie der Blitz getroffen.

»Ich bin eigentlich nicht an Damenparfum interessiert«, entgegnete Douglas entschuldigend.

»Damenparfum!«, ahmte sie ihn mit verstellter tiefer Stimme nach. »*Heavenly XUZ* ist mehr als nur Parfum! Es ist Mode, es ist Ernährung, es ist Wohnen, es ist die neue Lebensart, verstehen Sie?«

Ungläubig musterte Douglas sie von Kopf bis Fuß. Es sollte Monate dauern, bis er begriff, dass alles an ihr *Heavenly XUZ* war. Mit der Blondhaarperücke, die einen Stich ins Blaugrün hatte, fing es an und setzte sich mit ihrer geradezu grauenvollen Schminke fort, die kaum ahnen ließ, wie sie wirklich aussah. Ihr langer, dürrer Hals wurde durch eine Unzahl von miteinander verknoteten Ketten betont, die wie morsche Seile an einem knorrigen Ast baumelten und ihr eine schlampige Note und den Charme einer Gehenkten verliehen. Ihr Kleid war von erlesener Abscheulichkeit, eine Aneinanderreihung verschiedener Fetzen, zwischen denen große Lücken den Blick auf ihre Haut freigaben. Die schauerhafte Aufmachung gipfelte in grässlichen Schuhen, deren Absätze Drachen darstellten.

Douglas fand sie abstoßend und faszinierend zugleich. Er wollte mehr von dieser sonderbaren Frau wissen. Die Freundschaft mit einer so eigenartigen Person sollte Farbe in seinen grauen Alltag bringen. Und tatsächlich eröffnete ihm Deborah eine unbekannte Welt voller Merkwürdigkeiten.

Als Todd zum ersten Mal ihre Wohnung sah, stockte ihm der Atem. Die Farbe Grün herrschte überall: Wände, Decken, Teppiche, Möbel, selbst Geschirr und Gardinen waren grün. Wie er erfuhr, hatte sie ein paar Tage zuvor sämtliche Einrichtungsgegenstände ausgetauscht und ihren alten Hausrat in Violett weggeworfen. So machten bei ihr ständig kaum genutzte Dinge Platz für neue. Alles war für sie Spielzeug - hübsch für den Augenblick, aber langweilig auf die Dauer.

Auf Douglas wirkte Deborahs verschwenderisches Treiben ansteckend und er übernahm es bedingungslos, soweit seine beschränkten Mittel es zuließen. In den folgenden fünf Jahren wechselte er zwölfmal die Teesorte, elfmal den Tabak,

zehnmal die Haarfrisur, neunmal den Schneider, achtmal die Tageszeitung, siebenmal das Auto, sechsmal das Mobiliar, fünfmal die Konfession, viermal die Arbeitsstelle, dreimal den Wohnsitz, zweimal sogar seinen Namen. Er besuchte zwei Schönheitsfarmen, trainierte in mehreren Fitnesscentern, schluckte ungefähr tausend Pillen, eignete sich etwa zweihundert Kochrezepte an, machte sieben Diäten, erlernte elf Extremsportarten, nahm an acht verschiedenen Seminaren zur Persönlichkeitsentfaltung teil, ließ sich in ein vermeintliches früheres Leben zurückversetzen, konsultierte jede Woche den Psychoanalytiker, engagierte sich in einer Friedensbewegung, einer Vereinigung gegen Tierversuche, einem Atomgegner-Bund, einer Anti-Gentechnik-Union, einem Anti-Steuerzahler-Verein und einer Partei für Nichtwähler.

\* \* \*

Vor einigen Wochen nun stand Deborah mit einem großen Abfallkorb in ihrer Linken vor Douglas' Tür, klingelte mit der Unbarmherzigkeit eines Gerichtsvollziehers und stürmte darauf seine Wohnung. Wie ein Wirbelwind durch die Gassen fegt, sauste sie durch die Zimmer. Ganz so, als sei sie bei sich daheim, öffnete sie Kühlschrank und Küchenmöbel, sammelte kommentarlos Vorräte und Konserven ein und schmiss sie in ihren Mülleimer. Anscheinend war sie auf der Suche nach etwas Bestimmtem.

»Wir sollten kein Fleisch mehr essen«, erklärte sie schließlich. Dann warf sie Douglas ein paar Videokassetten zu und flitzte hinaus.

Auf den Videobändern waren erschütternde Berichte über Viehtransporte, Massentierhaltung und Schlachtung aufgezeichnet. Sie überzeugten Douglas im Handumdrehen davon, dass es verwerflich ist, Fleisch zu verzehren, und bewogen ihn unverzüglich zu einer radikalen Umstellung der Ernährung. Schon morgen wären die armen Rinder und Schweine vor ihm sicher.

\* \* \*

Den folgenden Tag verbrachte Douglas damit, sich gründlich über vegetarisches Essen zu informieren. Stundenlang durchforstete er Buchläden nach Ratgebern und Broschüren. Im Laufe des Vormittags erstand er fünfzehn Werke über den Vegetarismus. Den Nachmittag benötigte er, um sich umfassend mit der Materie vertraut zu machen. Todd erfuhr Philosophisches und Kulinarisches über diese alternative Ernährungsweise und war wild entschlossen, sofort auf jene Kost umzusteigen. Da der Inhalt seines Kühlschranks am Vortag Deborahs Fleischvernichtungsaktion zum Opfer gefallen war, musste er sich beeilen, um auf dem Markt noch etwas zu ergattern.

Wieder zu Hause, breitete er die gesunden Zutaten für seinen Gemüseeintopf zufrieden auf dem Küchentisch aus. Zwar tropfte ihm der Zahn bei dem Gedanken an ein saftiges Steak, aber immerhin musste für sein frugales Mahl kein Geschöpf jahrelang leiden.

Todd begann gleich mit der Zubereitung der Speisen, indem er anhub, den Blumenkohl zu zerstückeln. Da erregte ein seltsames Geräusch seine Aufmerksamkeit. Er legte das Gemüse beiseite - der eigenartige Ton war weg. Douglas dachte sich nichts weiter dabei und fing von neuem an, den Blumenkohl zu bearbeiten. Doch als er das zweite Blatt entfernte, vernahm er wieder jenes sonderbare Summen. Er brach das erste Röschen aus dem Kopf - nun wurde aus dem Summen ein Heulen! Vor Schreck ließ er den Kohl fallen, und wie Irrlichter erlöschen, so war auch das Geräusch urplötzlich verstummt. Todd erschien dies unheimlich, denn er konnte weder den Ursprung des akustischen Phänomens noch einen Zusammenhang zwischen ihm und dem Blumenkohl finden. Eingeschüchtert durch die kummervollen Laute warf er das schöne Gemüse in den Mülleimer. Er hatte ja zum Glück genügend andere Zutaten für ein leckeres Essen.

Als Nächstes waren die Karotten an der Reihe. Kaum aber berührte er die Mohrrüben, jaulte es erneut. Immer eindringlicher wurde das Jammern. Douglas hätte schwören können, dass das Gemüse dieses Gewimmer erzeugte! Hierbei bangte er um seinen Verstand. In seiner Verzweiflung schmiss er den ganzen Einkauf auf den harten Steinfußboden.

»Was habe ich euch Bohnen und Zuckererbsen, euch Spargelstangen und Kräutern denn getan?«, schrie er und hielt sich die Ohren zu.

»Du darfst uns nicht essen«, piepste einstimmig die Gemüseschar. (Zumindest glaubte Todd diese Worte zu hören.)

»Wir sind Geschöpfe der Natur - genau wie du. Wir leben - genau wie du. Wir mussten viele Qualen erdulden«, klagten die Elenden. »Wir wurden dicht gesät und gepflanzt. Kaum Platz zum Atmen ließ man uns. Mit Giften wurden wir besprüht, und wo der todbringende Strahl uns nicht erreichte, schlug bösesartiges Getier seine Kiefer in unsere Eingeweide

und nagte an uns. Du hast kein Recht, uns zu verspeisen. Wir wollen leben - genau wie du.«

Reglos lag das Gemüse zu seinen Füßen. Er hätte es bloß zerschneiden müssen und der Spuk wäre vorbei gewesen. Aber der mitleidige Douglas brachte es nicht übers Herz, Hand an die empfindsamen Gesellen anzulegen. Deshalb räumte er sie fein säuberlich zurück in die Einkaufsstüte und stellte diese vor die Haustür. An jenem Abend blieb sein Magen leer.

Todd geriet ins Grübeln. Durfte er die offenbar doch beseelten Wesen töten? Je länger er darüber nachdachte, desto mehr kam er zu dem Schluss, dass er sich im Unrecht befand. Da alle Leute ohne Skrupel Pflanzen in den Kochtopf warfen, war anscheinend nur er allein sensibel genug, das Wehklagen der Gemarterten zu verstehen.

Als die Einkaufsstüte am Morgen verschwunden war, glaubte Douglas in der Tat, das Gemüse habe sich verselbständigt. Stattdessen hatte sich in der Nacht ein Bettler der Waren bemächtigt und sie gemeinsam mit seinen Kumpanen gleich roh verschlungen.

\* \* \*

Acht Wochen später ...

Deborah, die soeben von einem Meditationsseminar zurückgekehrt ist, läutet bei Douglas Todd, um ihm von ihren neuen Erfahrungen zu berichten. Sie klingelt zehnmal kurz und energisch. Douglas aber öffnet nicht. Dann heftet sie einen Zettel an die Tür. Darauf steht geschrieben:

*Konnte dich nicht erreichen. Habe dir viel zu erzählen.  
Bin zurzeit auf der Suche nach verschollenen Ufo-Insassen.  
Melde mich wieder, wenn ich die Außerirdischen gefunden habe.*

*Gruß! Deborah*

*PS: Esse übrigens wieder Fleisch. Ob wir uns rein pflanzlich ernähren oder nicht, ist letztendlich egal. Parasiten sind wir sowieso.*

Froh gelaunt tänzelt Deborah die Treppen hinunter. Sie weiß ja nicht, dass Douglas Todd unterdessen mangels geeigneter, sprich unbeseelter Nahrungsmittel in geistiger Umnachtung verhungert ist. Zwischen verwelkten Kräutern und unangetastetem, verdorbenem Gemüse verfault seine Leiche seither stetig. Die Nachbarn meinen, der Verwesungsgeruch rühre von den modrigen Wänden her.

# Im Schatten

Mehrere Stunden saß ich wie gelähmt in meinem Sessel. Mich fröstelte merklich, obwohl das Thermometer an der Wand bereits 30 °C anzeigte. Mein Blick war seit langem auf die große Standuhr gegenüber geheftet. Obzwar der Perpendikel stetig schnurrte und die Zeiger sich in altgewohnter Manier so träge wie eine halb tote Schnecke bewegten, schien es mir, als stünde die Zeit still. Meine Uhr muss defekt sein, denn als ich zum ersten Mal heute Nacht den blassen Vollmond sah, war es fünf Minuten vor zwölf.

Gleich darauf bin ich aufgesprungen und habe meine schweren samteneen Vorhänge zurückgezogen, um den Mond, den bleichen Gesell, gebührend zu begrüßen. Schauernd betrachtete ich ihn, der so erhaben auf unsere kleine Welt herableuchtet, von meinem Fenster aus. (Solange ich denken kann, fühle ich mich magisch von ihm angezogen, obwohl er jahraus, jahrein neckisch auf mein Bett blinzelt und mir mit seinen kalten weißen Strahlen grausige Albträume beschert. Aber nichts hasse ich mehr als einen nackten schwarzen Himmel bei Nacht.)

Schwacher Mondschein streifte anfangs nur die äußerste rechte Seite meines Zimmers. Nach und nach erfüllte das gespenstische Licht den ganzen Raum. Demzufolge muss inzwischen einige Zeit vergangen sein. Jedoch die Zeiger der Uhr verharren noch immer bei fünf Minuten vor zwölf, obgleich das Pendel, unentwegt tickend, treu und zuverlässig seinen mechanischen Dienst versieht. Nun lehne ich mich wieder aus dem Fenster, schaue fragend zu ihm hinauf, fast hoffend, dass er weiß, warum ich mir heute selbst so fremd bin, warum die Zeit auf meiner Uhr stillsteht, warum mich ständig friert. Jetzt, da ich meine Gedanken schweifen lasse, fällt mir auf, dass mein Körper völlig dunkel ist. Wenn auch Gevatter Mond das Zimmer unaufhörlich mit silbernen Strahlen durchflutet, befinde ich mich trotzdem in trostloser, tiefer Finsternis, vollkommen in einen Schatten getaucht. Warum gelangt das Licht geradewegs durch mich hindurch? Wieso tickt die Uhr vernehmlich, obwohl sich der Minutenzeiger nicht vom Fleck rührt? Weshalb wird es nicht mehr Mitternacht?

Die Zeit vergeht, das erkenne ich am unaufhaltsamen Wandern des Mondes am Firmament. Mein nächtlicher Begleiter verblasst zusehends. Langsam erhellt sich der Himmel und der frische Morgen graut. Ich stelle mir indes dieselben Fragen wie zuvor.

\* \* \*

Einige Stunden später verlasse ich bei gleißendem Sonnenschein meine Wohnung. Ich kann bloß schätzen, dass unterdessen mehrere Stunden verflossen sind, denn ein letzter Blick auf das Zifferblatt der hölzernen Standuhr verrät nichts Neues. Mein alter Weggefährte beharrt auf fünf Minuten vor Mitternacht, obschon das goldene Gestirn nur über seine Sturheit lacht.

Ich genieße die Helligkeit des Morgens für kurze Zeit. Bald aber beschleicht mich das gleiche beklemmende Gefühl wie vergangene Nacht. An einem so herrlichen Frühlingstag zittere ich vor Kälte, friere, als wäre ich von Eis umschlossen. Selbst das Licht der Sonne ist allein für die anderen da. Während sie sich wohligh in ihren Strahlen reckeln, umgibt mich Finsternis. Wieder bin ich im Schatten.

Allmählich füllen sich die Straßen der Stadt. Die Menschen drängen durch die Gassen. Zu Tausenden strömen sie in die Parks. So viele Leute wohnen hier am Ort und jeder will hinaus in die freie Natur. Doch seltsam ist das Gewimmel! Zwischen bunt gekleideten, heiteren Personen, die offenbar das milde Wetter in vollen Zügen genießen, trotten andere behäbig und ziellos umher. Ihre Kleidung, ihr Haar, ihr Teint - alles wirkt farblos und grau. Noch nie in meinem Leben habe ich solche düsteren Gestalten gesehen. Warum fallen sie mir denn erst heute auf? Die fröhlichen Menschen nehmen anscheinend gar keine Notiz von ihnen. O Gott! Sie laufen direkt durch die Grauen hindurch!

Meine defekte Uhr, diese ständige Kälte, Finsternis und Schatten, all die sonderbaren Leute! Wirre Gedanken und vage Erinnerungen schwirren mir durch den Kopf. Ich gerate in Panik. Bin ich einer von *ihnen*? Durchlässig und unsichtbar wie die Luft, die ich atme?

Dort drüben an der Mauer eines alten Hauses lehnt ein Greis. Sicher ist ihm schlecht. Ich gehe jetzt einfach hin, tippe ihn an und frage ihn, ob ich helfen kann. Wird er mich wahrnehmen? Nein, ich vermag es nicht zu verhehlen: Mein Herz klopft heftig und ich habe Angst.

»Sir, darf ich Ihnen behilflich sein?«

Keine Reaktion. Vielleicht ist er aber auch bloß schwerhörig.

»Ist Ihnen nicht gut?«, schreie ich ihn förmlich an, doch er bemerkt mich nicht.

Ich muss ihn berühren, muss ihn aufrütteln. O Schreck! Meine Hand verschwindet in seinem Körper! Ich bin also eines von diesen grauen Wesen! Aber was bin ich wirklich? Ein Geist, losgelöst von seinem stofflichen Leib? Ein wandelndes Gespenst? Bin ich gar tot? Oder erleide ich nur wieder einen dieser vom Vollmond beeinflussten Albträume?

Stundenlang irre ich in der Stadt umher. Der Schatten um meinen Körper schluckt alles Licht. Von Furcht getrieben, laufe ich die Straßen entlang, durchquere Häuser, Mauern und Glas, gleite durch Bäume, Hunde und Menschen. Materie ist für mich jetzt kein Hindernis mehr. Das Leben selbst existiert wohl in einer gänzlich anderen Dimension als ich. Beim letzten Versuch, mir Gehör zu verschaffen, ramme ich gegen die Grauen, und hart pralle ich von ihnen ab. Endlich habe ich jemand auf meiner Ebene gefunden! Immer wieder stoße ich die Schattenwesen an, schubse sie, rufe ihnen zu. Sie aber ignorieren mich, lassen mich mit all den brennenden Fragen allein. In meiner Verzweiflung folge ich ihnen, statt mich beleidigt und enttäuscht abzuwenden. Sie sind doch jetzt meine Gefährten! Warum nur beachten sie mich nicht? Weshalb heißen sie mich nicht willkommen in ihrer Welt? Bald stelle ich allerdings fest, dass sie auch miteinander nicht sprechen, sich aus dem Wege gehen, jeder stur in seine eigene Richtung, hirnlosen Maschinen gleich. Werde ich irgendwann genauso sein wie sie?

Den ganzen Tag bin ich auf den Beinen gewesen, ohne zu rasten, zu essen, zu trinken. Dabei bin ich nicht einmal müde geworden. Was ist das bloß für ein seltsamer Zustand, in dem ich mich gerade befinde! Ich brauche jetzt Klarheit; daher muss ich zurück in meine Wohnung. Was aber erwartet mich dort? Möglicherweise liegt da mein Körper kalt und steif im Bett oder verrenkt und leblos am Boden in der Diele. Vielleicht sitzt er starr im Lehnstuhl wie ein Denkmal der Vergangenheit. Ist fünf Minuten vor Mitternacht meine Todeszeit? Warum vermag ich mich an nichts zu erinnern? Kein Schmerz, kein Sterben. Ich war ja nicht einmal krank!

Werde ich nun als Schattenwesen bis in alle Ewigkeit durch Kälte und Düsternis wandern müssen oder eines Tages hinabsteigen in mein tiefes, ruhiges Grab und mich mit meinem toten Körper vereinigen? Bin ich überhaupt noch von dieser Welt oder schon reduziert auf mein Bewusstsein? Keine der grauen Gestalten kommt zu mir und steht mir bei. Es scheint, als existiere jeder von uns für sich allein. Dies ist nicht das Paradies, das man uns versprochen hat!

Betrübt mache ich mich auf den Heimweg. Die Angst ist mein ständiger Begleiter. Sie weicht nicht von mir, lauert wie ein Dämon - wartend, lähmend, verstörend. Da Schlüssel jetzt nicht mehr vonnöten sind, betrete ich mein Haus gleich durch die Wand. Sicher bin ich tot und wahrscheinlich bin ich um fünf Minuten vor Mitternacht in meinem Lieblingssessel gestorben.

Genug der Spekulationen, ich will Gewissheit!

Langsam und mit pochendem Herzen gehe ich den Flur entlang, bleibe dann vor der Tür zum Wohnzimmer stehen. Zitternd umfasst meine Hand den Griff. Kalter Schweiß perlt mir auf der Stirn. Ich drücke die Klinke nieder, schließe meine Augen, und während ich die Tür aufstoße, denke ich bei mir: »Vollmond, ich flehe dich an! Lass es ein Traum sein! Lass mich aufwachen! Ich will aufwachen!«

## Information zur Autorin

Tabaka Derby Messer wurde 1972 als Heike Hilpert in Plauen geboren. 1987 begann sie, Horrorgeschichten, phantastische Erzählungen und Gruselhumoresken zu schreiben. Im Jahre 2001 gründete die passionierte Schriftstellerin einen Selbstverlag, um ihre Werke in eigener Regie zu veröffentlichen. Ihr erstes Buch erschien im Juni 2002. Seit 2005 gibt die Autorin Sammelbände als eBook-Editionen heraus.

Nähere Informationen finden Sie im Internet.

[www.gruselgeschichten-online.de](http://www.gruselgeschichten-online.de)

[info@gruselgeschichten-online.de](mailto:info@gruselgeschichten-online.de)

## Bereits veröffentlichte Werke der Autorin:

Hilfe, es spukt! (2002)

25 Gruselgeschichten

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band I (2005)

Siebzehn Gruselgeschichten

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band II (2006)

Acht Gruselgeschichten & ein Gedicht

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band III (2007)

Sieben Gruselgeschichten & zwei Gedichte

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band IV (2008)

Acht Gruselgeschichten & sieben Gedichte

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band V (2013)

Zehn Gruselgeschichten - Best of T. D. Messer

# Impressum

Alle Geschichten entnommen aus »Hilfe, es spukt!«

© 2002 by Tabaka Derby Messer

© 2002 Heike Hilpert, Selbstverlag, Plauen

Neu zusammengestellt und bearbeitet.

Erstausgabe 2005

Dieses Werk erscheint als eBook-Edition.

© 2005 by Tabaka Derby Messer

© 2005 Heike Hilpert, Selbstverlag, Plauen

Letztes Update: April 2013

Lektorat/Layout/Herstellung/Vertrieb:

Heike Hilpert, Selbstverlag, Plauen

*Alle Texte wurden nach den neuen amtlichen Rechtschreibregeln korrigiert. Der Verfasser behält sich jedoch vor, in Einzelfällen auf das alte, nicht mehr gültige Regelwerk zurückzugreifen.*

Ausdruck, Vervielfältigung und Herstellung von Sicherungskopien zur privaten Verwendung erlaubt.

Nicht kommerzielle Verteilung und Veröffentlichung nur mit Quellennachweis gestattet.

Kommerzielle Nutzung des eBooks ist strengstens verboten.

Weiterverwertung des eBooks, z. B. Übersetzung, ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

Bearbeitung und Veränderung des eBooks untersagt.

Alle Bestimmungen gelten auch für einzelne Erzählungen und Textauszüge.

Nutzungsrechte siehe AGB des Selbstverlages.

Alle Rechte vorbehalten.

Made in Germany 2005

Preis: 0 €